Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 18 — Leipzig, den 2. Mai — 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Stille, nicht Ruhe — Die orthodoxe anatolische Kirche — Frederic William Robertson: 2 — Aus dem Vermächtnis eines heimgegangnen Schulmannes — Schutz für unsre Seeleute — Verschiedenes: Gottesdienstliche Musikaufführungen; Ethische Volksbücher; Max Hildebrandt, weiland Pastor an St. Jakob; Sydows Briefe an einen Theologen; Pastor von Bodelschwingh und die Universitätstheologie; Zur Beherzigung für die kirchliche Versammlung am 8. Mai; Pfarrer Naumann und der Reichsbote; Der Evangelische Bund zur Umsturzvorlage; Zu dem Sardemannschen Antrag — Tageszeitung! — Anzeigen

Stille, nicht Ruhe

Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft. Psalm 62, 2.

Unter dem Bildnis eines frommen Mannes las ich den Spruch: „Nicht nach Ruhe sehne ich mich, aber nach Stille.“ Das heißt, er verlangt nach einem innerlichen Glück, nicht nach einem äußerlichen. Er weiß: ein behagliches, sinnliches Genußleben ohne Neid und Streit, ohne Sorgen und Gefahr kann und darf er sich nicht wünschen, sondern dies, daß unter den Freuden und Leiden, Arbeiten und Kämpfen des alltäglichen Lebens sein Herz gelassen, seine Seele still und stark bleibe. Gemeint ist, was Jesus seinen Jüngern verheißt: Bei mir werdet ihr Ruhe finden für eure Seele, meinen Frieden gebe ich euch. Das ist kein schwärmerischer Quietismus, auch nicht Selbstverhärtung des Trotzes, noch weniger Stumpfsinn oder Gefühllosigkeit eines kalten, satten Herzens, nein, keine unheimliche Totenstille, vielmehr reichste Lebensfülle im kindlichen gottseligen Glauben, der sich ganz in Gottes Hände giebt, Stille im Sturm, Friede im Streit, Herrschaft mitten unter Feinden, sodaß man das Haupt in Sonnenstrahlen hält, auch wenn die Füße in Ungewittern wandeln müssen. Diese Seelenverfassung gleicht der Meerestiefe, die ruhig und unbewegt bleibt, auch wenn die Wogen haushoch gehen, nicht der Meeresoberfläche, die in trügerischer Ruhe spiegelglatt daliegen mag und doch schon durch den geringsten Lufthauch in Unruhe und Aufregung versetzt wird.

Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft. Ja, das ist die fruchtbare Wurzel des stillen Gemüts: das feste Vertrauen auf den Gott der Hilfe und des Heils, der größer ist als unser Herz. Er allein, der frommen Seele Lieb und Schatz, ist uns unentbehrlich und unersetzlich. So lange wir nur der fahrenden Habe nachjagen, haben wir Unruhe und Pein. Zufrieden wird unser Herz erst, wenn es Besitz ergreift von dem ewigen höchsten Gut und wir sagen können: „Du bist mein Gott; wenn ich nur dich habe!“ Wir haben aber Gott allein in seinem Sohne Jesus Christus. Das Evangelium verkündigt uns den Gott, „der uns hilft“ in Christo, denn dieser hat Sünde, Tod und Hölle verschlungen in den Sieg des ewigen Lebens. Was kann uns aller Welt Wüten schrecken, wenn wir Gott, den Herrn der Welt, zum Freunde und Vater haben? So stillen wir unser Herz in Gott, durch Gott.

Dieses stille reine Glück der Seele schließt aber nicht jede Unruhe aus. Denn der Ruhebringer Jesus Christus versetzt uns doch zugleich in die allerheilsamste Unruhe, teils indem er uns in den rücksichtslosen, beharrlichen Kampf wider unsre Sünde hineintreibt, teils indem er uns zu der rastlosen und doch so beseligenden Unruhe opferfreudiger Liebesarbeit verpflichtet, daß wir forthin nicht mehr uns selbst leben, sondern ihm und den geringsten seiner Brüder. Möchten wir uns täglich durch den Herrn so beunruhigen lassen! Dann werden wir mit gutem Gewissen unsre Seele stillen dürfen in dem Trost seiner Vergebung.

O A

Die orthodox anatolische Kirche

Vor einiger Zeit haben sich Presse und Tagesgespräch anhaltender, als sonst wohl geschieht, mit der morgenländischen Kirche beschäftigt. Eine deutsche, dem altprotestantischen hessischen Hause entstammende Prinzessin trägt wieder die Krone der russischen Zarin. In zahllosen Gebeten, bei jeder täglichen Feier der Eucharistie, des Abendmahls, in den tausenden von Kirchen des weiten Reichs wird ihr Name fortan mit dem Prädikat einer „sehr orthodoxen“ vor Gott genannt werden. Es ist kein Zweifel, daß ihr Gemüt, geschweige denn ihr denkender Verstand an diesem Prädikate keinen Anteil hat. Aber was unsrer Presse hin und her als Beschwichtigungsmittel gut erschien: die Versicherung, daß nur sehr geringe Forderungen an den „Glauben“ der Konvertitin gestellt worden seien, das eben bleibt für uns der tiefste Schmerz. Eine offizielle Unwahrheit im täglichen Gebet einer großen christlichen Kirche — das ist eins der handgreiflichsten Ergebnisse dieses Uebertritts. Seit den Tagen der zweiten Katharina in fast ununterbrochner Folge ist unser deutscher Name in diese Schmach verwickelt. Kann man unter diesen Umständen wirklich, wie manche sich den Anschein geben, von der jungen Kaiserin Gutes für unsre deutschen Brüder im Osten hoffen?

In solcher Zeit von morgenländischem Christentum zu reden, hält schwer. Aber zum Ruhm unsrer Kirche und unsrer Wissenschaft gehört es auch, daß wir fremdes Wesen gerecht zu würdigen suchen, daß wir es nicht eilig haben wollen mit Ketzerurteil und Verdammen, sondern uns christlichen Geistes auch da freuen, wo wir ihn nur unter wunderlichen Hüllen heraus zu erkennen vermögen. In ausgezeichneter Weise giebt diese ruhig-überlegne Weise protestantischen Forschens und Urteilens der jüngsten ausführlichen Darstellung der „orthodoxen anatolischen Kirche“ von Professor D. Ferdinand Kattenbusch*) das Gepräge. Nur einiges aus diesem Buche mit fast überreichem Inhalt möchten wir unsern Lesern mitteilen.

Ich übergehe zunächst die vorausgehenden Kapitel und setze alsbald bei dem achten ein: Das Dogma der orthodoxen Kirche. Es ist eine landläufige Ansicht, daß in einem gewissen Kreis von Dogmen oder christlichen Glaubenssätzen die drei großen Kirchen der Christenheit einig seien. Um diesen gemeinsamen Besitz zu finden, gilt es nur, von den Besonderheiten, die die einzelnen Kirchen vor den andern voraushaben oder vorauszuhaben meinen, abzusehen. Und der Rest, der dann übrig bleibt, empfängt unwillkürlich die Würdigung einer in sich selbständigen Größe, jene Besonderheiten umgekehrt erscheinen leicht wie Anbauten, die sehr nützlich oder auch sehr störend sein mögen, aber jedenfalls den ursprünglichen Grundriß nicht ganz zu verdecken vermögen. Machen wir von dieser Anschauung für unsern Zweck Gebrauch, so stoßen wir auf eine für die Würdigung der

*) Lehrbuch der vergleichenden Konfessionskunde, I. Band. Freiburg, Mohr, 1892. XXV u. 555 S. 12, geb. 14,50 Mk.

morgenländischen Christenheit in der That grundlegende Erscheinung: jener Rest ist das ganze Dogma dieser Kirche. Die kurzen Sätze über die Dreieinigkeit Gottes und über das Wesen Christi oder seine göttliche und menschliche Natur, die den Ertrag der dogmatischen Kämpfe des vierten bis achten Jahrhunderts bilden, sind der Inbegriff des „Glaubens.“ Alles, was diesem Teile der Christenheit sonst noch als religiöse Wahrheit erscheint, nimmt entweder als Voraussetzung und Folgerung aus jenen Sätzen nur mittelbar teil an ihrer einzigartigen Bedeutung oder tritt überhaupt aus dem Rahmen des Gedankens heraus und hat seine Stelle im Gebiet des Kultus und der Sitte.

Jene Sätze sieht die orientalische Christenheit zusammengefaßt und unabänderlich formulirt in einem Glaubensbekenntnis, das den Namen des Nicaeno-Constantinopolitanums führt. Der Name deutet an, daß man es von den „Reichssynoden“ zu Nicäa (325) und Konstantinopel (381) herleitet. In Wahrheit hat es mit diesen Konzilien wenig oder nichts zu thun. Mühsame Forschungen haben es als sicher nachgewiesen, daß wir in ihm das wenig veränderte Taufsymbol der Gemeinde zu Jerusalem besitzen, daß es seit dem zweiten Viertel des fünften Jahrhunderts unter unaufgeklärten Umständen in Konstantinopel rezipirt worden ist und etwa hundert Jahre später unter Justinian alle andern Glaubensbekenntnisse im Orient verdrängt hat. In überschwänglichen Ausdrücken, die alles weit hinter sich lassen, was wir von einer kirchlichen Bekenntnisformel zu rühmen wagen, wird es seitdem gepriesen. Der Patriarch von Konstantinopel Jeremias II. ließ sich in Briefen an Tübinger Theologen aus den Jahren 1576—81 also vernehmen:

Dieser Schatz des wahren Glaubens ist von göttlichem Geiste versiegelt, damit niemand etwas von demselben nehme noch Gefälschtes beifüge. Es ist uns das göttliche, heiligste, allseitig vollkommenste Zeichen der Frömmigkeit, das Bekenntnis aller heiligen Väter, die Norm des Christentums, die wir im Herzen bewahren, lieben, mit Freimütigkeit bekennen und unversehrt und unverfälscht als der gottbegeisterten heiligen Väter Erbe bis ans Ende hüten. Vereint mit den Ehrengeschenken derer, die es aufgestellt und gehütet haben, bringen wir das schöne Bekenntnis als reine Gabe der Dreieinigkeit dar, damit wir von der ewigen Pein befreit in Christo seines unvergänglichen göttlichen Reichs genießen mögen. Desselben mögen wir auch teilhaft werden durch die Gnade Christi. Amen.

Aehnlich sprechen sich wiederholt andre aus. Den Zeugnissen, die Kattenbusch mitteilt, füge ich nur eins von dem russischen Erzbischof Philaret von Tschernigoff bei. Der § 5 seiner ausführlichen „Rechtgläubigen dogmatischen Theologie“ (3. Aufl. 1882) handelt von dem „Geist der Lehre.“ Dieser soll bestimmt sein a) durch den wesentlichen Inhalt der geoffenbarten Lehre vom Glauben, b) durch die Formeln des kirchlichen Glaubensbekenntnisses. Letzteres führt der Erzbischof folgendermaßen aus:

Die heilige Kirche hat den Inhalt der Lehre vom Glauben im Nicäno-Konstantinopolitanischen Glaubenssymbol ausgelegt. Dies Symbol ist von ausgezeichneter Bedeutung, sowohl darum, weil es dem Geiste nach, ja auch fast buchstäblich der heiligen Schrift entnommen, als auch darum, weil es die Stimme der ökumenischen Kirche ist. Aufgestellt auf dem ersten ökumenischen Konzil von Nicäa, wurde es auf dem zweiten zu Konstantinopel vervollständigt. Auf den folgenden ökumenischen Konzilien wurde es anerkannt als die unveränderliche Formel des Glaubens für die ganze christliche Welt und für alle Jahrhunderte.

An diesen Zeugnissen ist manches beachtenswert. Die morgenländische Kirche besitzt in dieser Formel einen unveränderlichen Inbegriff des Glaubens. Sie achtet es in dieser Hinsicht als ihre einzige Aufgabe, was sie besitzt, unversehrt und unverfälscht zu hüten. Aber die Formel bedeutet mehr als der wirkliche Wortlaut. Sie ist das Erbe einer großen Vergangenheit, der einzig großen, die diese Kirche kennt. Indem sie ausgesprochen wird, indem Gefühl und Gedanke sich von ihr erheben lassen, steigt das Altertum aus seinem Grabe auf: die gottbegeisterten, inspirirten Väter, die allgemeinen Konzilien, die ganze Zeit vom vierten bis zum achten Jahrhundert lebt in dieser einen Formel fort. Uns ist das Apostolikum ein namenloses Gut der christlichen Vergangenheit. Wer unter seinen heutigen Verteidigern und eben zu seiner Verteidigung denkt dabei an Rom als die Stätte seiner Herkunft? Lediglich sein Inhalt ist uns von Wert. Nach den geschichtlichen Beziehungen seiner Entstehung fragen wir vielleicht nur zu wenig. Gerade

umgekehrt liegt der orientalischen Christenheit für die Würdigun ihres Symbols unendlich viel an der Zeit, den Umständen, d Umgebung, in der es aufwuchs. Sie wird sich in seine Besitz ihres ganzen Reichtums bewußt. Ihr Reichtum ist i Altertum. Aber dies Altertum so, daß sie meint, alles D zwischenliegende überspringen, ihr Heute unmittelbar an jen Einst anknüpfen zu können. Und sie ist mit dieser Selbstb urteilung im Recht. Für ihre Frömmigkeit sind seit jenen alte Tagen keine durchgreifenden neuen Impulse, vor allem keine chris lichen Persönlichkeiten aufgetreten, die neue Wege bahnten. D kirchengeschichtliche Arbeit eines Jahrtausends ist fast spurlos a ihr vorübergegangen. Sie hat nicht geschlafen und sie war nic versteinert, wie man thöricht spottet. Eine Kirche, die d nationale Erhebung der Hellenen allein möglich gemacht hat — denn das griechische Nationalbewußtsein besaß nur sie als sei letztes Asyl —, und eine Kirche, die den hundert Millione ihrer Glieder das Gut der Monogamie inmitten des Ansturm tartarischer und türkischer Horden zu wahren, die eine Fül christlicher Rechtsbegriffe in feste Sitte umzugestalten wußt verdient diese oberflächliche Geringschätzung nicht. Persönlic keiten, die die Frömmigkeit schöpferisch auf höhere Stufen em porheben, sind Gottes Wundergaben an seine Christenheit. Ma soll eine Kirche nicht schelten, wenn sie sich dies Größte nic selbst hat geben können. Sie kann dann gar nichts anders al ihre Aufgabe kennen, als das zu bewahren, was sie von Alter her besitzt. In der Treue, mit der sie das thut, wird sie nic mit Unrecht ihren höchsten Ruhm suchen.

„Die orthodoxe Kirche repräsentirt die höchste Macht de Beharrens unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Europ die es giebt. Keine Kirche ist konservativer, fertiger, allseiti so spröde abgeschlossen wie sie.“ Es ist Kattenbuschs größte Verdienst, daß er mit dieser Erkenntnis Ernst gemacht ha Nicht daß sie selbst neu wäre. Aehnliches ist ja wohl scho oft gesagt worden. Aber in frühern Darstellungen dieser Kirch taucht es wie etwas neben anderm auf. Hier bildet es de Schlüssel zum Verständnis, eine grundlegende Einsicht, die si an allen Einzelheiten bewähren muß, wie denn diese in ihre Gesamtheit erst jene voll beleuchten. Ich suche das im Folgende kurz nachzuweisen.

Eine Kirche ist überall eine religiöse Gemeinschaft. Si will als solche das Heil, die Seligkeit ihrer Angehörigen be gründen. Soll nun das Konstantinopolitanum der maßgebend Glaubensausdruck dieser Kirche sein, so ist zu fragen, welche Aufschluß uns diese Formel über den Inhalt christlicher Selig keit giebt. Die Antwort kann aus ihr allein nicht genomme werden, wohl aber aus ihr, wie sie sich als das gedrängte Ge danken- und Glaubenserbe „der Väter“ giebt. „Die Väter, Athanasius und seine Genossen, wußten, was sie als Seligkei im Christentum suchten. Ihnen lag an der Menschwerdun Gottes, weil sie in dieser Thatsache ohne gleichen Unsterblich keit und ewiges Leben verbürgt sahen. „Gott ward Mensch damit wir göttlich würden.“ Das war das höchste Interesse das eine sterbende Welt zu fassen vermochte. Und nun ware diese Väter Griechen. Die ersehnte Unsterblichkeit darum, di der Heiland den Seinigen bot, war ihnen eins mit reinem Er kennen, mit einer Herrschaft der Vernunft über Sinne un Sinnlichkeit. Uns erscheint die Begründung christlicher Selig keit auf jenes im wesentlichen physische Ereignis mit den Be dingungen der vollkommen-sittlichen Religion unverträglich. Fü „die Väter“ lag die Sache doch anders. Ihnen war die Ver nunft, der Logos, zugleich der höchste sittliche Begriff. Un wenn sie an ihr persönliches Eintreten in diese irdische Wirk lichkeit ebenso alle Fülle christlicher Hoffnung wie alle Einzelheiten moralischer Belehrung und Gesetzgebung knüpften, so em pfanden sie jene nicht als gegen das sittliche Leben gleichgiltig und diese, religiös begründet, lasteten doch nicht im Sinne de Gesetzlichkeit auf ihnen. Endlich aber, wie immer griechisch ge dacht und zeitgeschichtlich empfunden, dies war dennoch Christentum. Denn es war Erlösung aus allem Elend, es war di Gewißheit eines ewigen Gottes und seiner Welt im Gegensat zu diesem Diesseits, und es war doch im tiefsten Grunde geistige Hoffnung, darum mit sittlicher Forderung fest oder lose verknüpft

Dies Letztere hat man fest im Auge zu behalten, wenn man den wirklichen Besitz an christlichem Glauben in der orthodoxen Kirche sich vergegenwärtigen will. Denn zunächst scheinen die Seligkeitsgedanken der Väter ja für eine moderne Welt überhaupt unbrauchbar. Schwermütige Todesgedanken eines Russen sind ganz anders begründet und gefärbt als die Unsterblichkeitssehnsucht der griechischen Christen am Ausgange des Altertums. „Die Vernunft" als die höchste Wirklichkeit, als der Dinge Grund und Ziel, das ist schwerlich ein Gedanke, der für die unmündigen slawischen Völker faßbar und fruchtbar ist. Roms juristische Frömmigkeit bot ganz anders kraftvolle pädagogische Motive dar. Dennoch die christliche Art jener Gedanken bürgt für die Christlichkeit der orthodoxen Völker. Ein Jenseits, eine Ewigkeit thut sich vor ihren Augen auf, und dem Islam gegenüber behält die Hoffnung ihr geistiges Gepräge. In der furchtbaren Not, die Jahrhunderte hindurch das Leben dieser Völker bildete, hat der Glaube an eine Erlösung sie nicht verlassen. Und, wie immer, blieben sittliche Forderungen, den Voraussetzungen gemäß überwiegend in asketisch-verneinender Form, die Bedingung für die Erreichung jenes Zieles.

Aber mit einer bloß zukünftigen Seligkeit begnügt sich keine Kirche. In gewissem Sinne die orthodoxe am wenigsten. Den Ausgangspunkt ihrer Gedanken bildet eine schlechthin geheimnisvolle Persönlichkeit, ein geheimnisvolles Ereignis. Und dies Mysterium ist irdische Wirklichkeit gewesen. Sollte es keine sichtbaren Spuren seines Daseins hinterlassen haben? In der Menschwerdung des Gottessohnes ist der Himmel selbst zur Erde herabgekommen. Im Kultus der Kirche lebt jenes Wunder fort, hier hat sich alle Herrlichkeit des Himmels eine bleibende Stätte bereitet. Die Hierarchie ist die fortdauernde Trägerin göttlicher Kräfte, ihr Handeln im Kultus ist das Handeln Gottes, Christi, sie selbst stellt leibhaftig und doch mystisch, greifbar und doch nur symbolisch die abgestuften Ordnungen der himmlischen Welt dar. Im Kultus umschließt diese Kirche alles, was sie an Seligkeit schon hienieden ihren Angehörigen zu bieten hat. Sie selbst ist so ausschließlich wie möglich zur Kultgemeinschaft geworden. Sie kennt und versteht sich selbst nur in dieser Beleuchtung. Höchst bezeichnend ordnet der erzbischöfliche Dogmatiker Philaret die (kurze) Lehre von der Kirche nach der (sehr ausführlichen) von den Mysterien. Und wem der Sinn dieser Reihenfolge im „System" nicht ohne weiteres einleuchtet, den klärt ein überleitender Paragraph genügend auf:

> Die Mysterien, als die sichtbaren Mittel der Weihung, setzen schon an sich das Dasein einer Gesellschaft voraus, für die sie gegeben sind, und in dieser Gesellschaft das Dasein von Personen, denen sie zur Verwaltung anvertraut sind.

Eigentlich veranlaßt nur die Thatsache der Mysterien (sakramentalen Handlungen), d. h. des Kultus den Dogmatiker, ausdrücklich „von der Kirche" zu handeln. Außerhalb dieses Zusammenhangs würde er wenig von dieser „Gesellschaft der Gläubigen," wie er sie doch definirt, zu sagen wissen. Sie ist ihm im Grunde nur in der Ausübung ihrer Gottesdienste als solche wirklich.

Auch in dieser Beziehung wurzelt die orthodoxe Kirche fest in ihrem Altertum. Kein Wunder. Denn es giebt in der Welt — nicht nur im Rußland der Altgläubigen — nichts Zäheres als gottesdienstlichen Brauch und liturgische Formel. Die Kirche führt ihre Liturgie auf Johannes Chrysostomus und Basilius den Großen zurück. Und sicher hat dies letzte Erzeugnis hellenischer Dichtung eine mehr als tausendjährige Geschichte erlebt, ohne sich in seinen Grundbestandteilen verändert zu haben. Auf diesen unverwüstlichen Blättern lebt eine Zeit fort, in der die Kindertaufe noch nicht zur Regel gehörte. Wie seltsam mutet es einen an, wenn man hier inmitten des Gottesdienstes durch die Rufe: „Das Heilige nur den Heiligen," „Habt acht auf die Thüren" daran erinnert wird, daß einst nur getaufte Gläubige an der fernern Feier teilnehmen sollten, die Katechumenen aber, die Taufkandidaten sich zuvor entfernt hatten. Treuherzig erläutert ein russischer Liturg:

> Diese Worte ruft gegenwärtig, da nicht mehr so streng an den Kirchenthüren gewacht wird, der Diakon aus, um die Gläubigen zu erinnern, daß sie auf die Thüren ihres Herzens achten und keine Gedanken, Willensäußerungen und Gefühle zulassen, die mit der Heiligkeit des erhabnen Mysteriums unvereinbar sind.

Aber auch diese umdeutende Erklärung wird sicher alt sein. Denn alle künstlerisch-sinnige Phantasie des alten Griechenvolks hat sich in den Jahrhunderten unsers Mittelalters auf dies Gebiet zurückgezogen, hier ihre letzten Blüten getrieben. Jedes unscheinbare Gerät im Gottesdienst, jeder Teil am Gewand des Priesters, vollends jedes seiner Worte und jede seiner Handlungen und Bewegungen haben eindringendste Betrachtungen und bald willkürliche, bald sinnige Deutungen hervorgerufen. Und treu wie der Text erben sich diese Kommentare fort. Es ist nicht nur ein Zeugnis für die Art von pädagogischem Takt, der dieser Kirche eignet, daß jedes russische Schulbuch für den Religionsunterricht sich durch eine wahre Flut von griechischen Fremdwörtern auszeichnet, denen man sonst im Leben kaum begegnet. Diese technischen Ausdrücke für Geräte, Gewänder, feststehende Bestandteile eines orientalischen Kirchenhauses oder wechselnde Weisen der Gottesdienste sind unübertragbar. In den fremden Klängen dieser Laute lebt auch ein Stück heiligen Altertums fort, und der Russe kommt schwerlich in Versuchung, unter ihrem Schutz Profanes und Geweihtes zu verwechseln. Und wie merkwürdig vollends, daß man auf den Blättern dieser modernen Lehrbücher wörtlich fast alle die Deutungen wiederfindet, die Symeon von Thessalonich im vierzehnten Jahrhundert geprägt oder überliefert hat. Wie damals, so dienen heute die Handärmel (Manschetten) des Priesters zum Zeichen, daß er sich nicht auf seine eignen Hände, sondern auf Gottes Kraft verlassen soll. Wie damals, so erinnert heute noch der breite Streifen, der sich über beide Schultern des bischöflichen Gewandes zieht, seinen Träger an die Pflicht, den Verirrten nachzugehen, „wie ein barmherziger Hirt, der das verlorne Schaf auf seine Schultern nimmt."

Aus all diesen Einzelheiten ziehen wir den Schluß: alt wie das Dogma ist auch der Kultus dieser Kirche. Und wie beide sich vermutlich zu gleicher Zeit ausgebildet haben, so gehören sie auch zu einander: der Kultus ist die innerlich notwendige Vollendung des Dogmas. Auf die Sicherung unsterblichen Lebens zielte der Heilsgedanke, der in der Ausbildung des Dogmas wirksam war. Jenes Leben ist ein andres, ja es ist im Grunde das Gegenteil von diesem irdischen, sterblichen. Nur in Ahnungen, Hoffnungen, nur in mystischem Schauen kann sich die Frömmigkeit antizipirend seiner bemächtigen. Der Kultus ist die zur Institution verhärtete Gestalt dieser Heilssehnsucht und Heilserfahrung. Wie eigentlich nur nach diesem Erdenleben, so wird das Heil vorgreifend im Kultus nur neben ihm erfahren. Das Sittliche ist hier doch zur unberechenbaren Potenz herabgesunken. Es fehlt nirgends, aber es stellt keinen selbständigen letzten Wert dar. Es ist nicht mit bewußter Klarheit als das Leben Gottes, als das Ziel des Lebens seiner Gläubigen (Matth. 5, 48) erfaßt. Was die Religion wirklich will, bleibt schließlich im Unklaren. Der Hochflug, der die Erde weit hinter sich ließ und in Gottes Himmeln Unsterblichkeit suchte, hat sein Ziel nicht erreicht, weil er den Kompaß des sittlichen Lebens nicht sicher zu handhaben wußte. Und von der übermenschlichen Anstrengung ermüdet, ruht er nun statt in der ewigen Heimat in eines vergänglichen Tempels prunkhaften Räumen aus. Für die Menge aber vollends werden im Verlauf des gewöhnlichen Lebens kultische Verrichtungen, Kreuzschlagen und Kerzentragen, Weihwassersprengen und Räuchern zu den eigentlichsten Kennzeichen der Frömmigkeit. An Joh. 4, 24 oder 2. Kor. 3, 17 darf man sich kaum erinnern, wenn man dies Christentum würdigen will.

Dennoch birgt und wirkt dieser Kultus wirklichen Christenglauben. Aus Anlaß der Trauerfeiern für den russischen Zaren hat man wieder viel von den erhebenden Gebeten und dem feierlichen Gesang dieser Kirche zu rühmen gewußt. Man hat es nicht mit Unrecht gethan. Als diese liturgischen Formen sich bildeten, war die Kirche des Ostens doch noch reich an lebendiger, christlicher Frömmigkeit. Und eben die konservative Zähigkeit des Kultus hat hier in Gebetsform unendlich viel aufbewahrt, was eine spätere Zeit so weder zu schaffen, noch in klaren Gedanken zu würdigen gewußt hätte. Von diesen ver-

sprengten Schätzen nährt sich noch heute Geduld und Demut, Sündenerkenntnis und Gottvertrauen. Zumal aber im Kultus kennt diese Kirche das Evangelium. Die Bibel ist ihr kein Volksbuch. Sie schätzt auch diesen Besitz nur als gottesdienstliches Heiligtum oder Mysterium. Zweimal in der griechischen Liturgie zieht der Priester mit den Diakonen aus dem Allerheiligsten in den Raum, in dem die Gemeinde weilt. Der erste (sogenannte kleinere) Einzug gilt dem Evangelium: Christus zieht als Prophet ein. Die Vorlesung des Schriftworts ist so ständig zum Bestandteil eines dramatischen oder mindestens symbolischen Aktes geworden. Aber in dieser echt orientalischen Umrahmung vernimmt die Gemeinde doch in reicher Auswahl „das Evangelium“ und „den Apostel,“ während namentlich der Psalter ihr aus dem Alten Testamente in mannigfachster Verwendung dargeboten wird. Und das geschieht in der Sprache des Volks. Denn auch das Slawonische oder Kirchenslawische, das im russischen Gottesdienst im Gebrauch ist, kann nicht als eigentlich fremde Sprache gelten. Wie viel von christlichen Impulsen, von Trost und Ermahnung auf diesen Wegen dennoch aus dem Kultus hinaus in das Leben dieser christlichen Völker dringt, entzieht sich ja freilich jeder Schätzung. Aber unser Urteil wird an diesen Thatsachen am wenigsten vorübergehen dürfen. Denn auf ihnen ruht unser Glaube an das Dasein wirklichen Christenlebens und die ferne Möglichkeit einer Reformation in dieser Kirche.

Eins freilich scheint solchen Hoffnungen unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenzusetzen: die Verfassung, die dieser Kirche eigentümlich ist. Sie steht ja, äußerlich angesehen, in dieser Hinsicht dem Protestantismus viel näher als dem römischen Katholizismus. Sie bildet keine rechtliche Verfassungseinheit. Nur gewisse Grundzüge treten gleichmäßig in den verschiednen Landeskirchen dieser Konfession auf. Sie besitzt zwar ein entwickeltes kanonisches Recht. Aber seine Geltung wird neutralisirt durch das Verhältnis, in dem sich diese Kirchen zum Staat befinden. Wie die obersten kirchlichen Behörden regelmäßig gemischt geistliche und weltliche Kollegien bilden, so räumt überdies die Kirche der Staatsgewalt als solcher weitgehendste Befugnisse in ihrem Verwaltungs- und Rechtsleben ein. Die Folge ist, daß die Auslegung und Anwendung der kanonischen Rechtssätze in den Händen des Staats liegt. Politische Bestrebungen und Machtansprüche rein weltlicher Art bilden die letzte entscheidende Instanz. Darin eben scheint die morgenländische Kirche dem Protestantismus möglichst nahe zu stehen. Aber die Gleichung beruht auf ungenauer Beobachtung. Zwischen beiden steht Rom mit seiner Universalmonarchie und seinem weltumspannenden Kirchenrecht. Aber die Orthodoxie des Ostens hat die Ideen, die den Bau der römischen Kirche tragen, noch nicht erreicht, dem Protestantismus sind sie nicht mehr entscheidend. Wir meinen Grundsätze des sittlichen Lebens zu kennen, die über alle Rechtsbildung weit hinausgreifen, dort hat man die Bedeutung des Rechts auch nur in seinem jederzeit bedingten Werte noch nicht erkannt. Die beiderseitige Gleichgiltigkeit ist darum ganz verschieden gemeint und darum auch von verschiednen, fast entgegengesetzten Folgen begleitet. Die unglaubliche Korruption in der russischen Beamtenwelt, das kraftlose Mitleid, das das Volk dem Verbrecher entgegenbringt, die Leichtigkeit, mit der sich französische Frivolität mit russischem Glauben in den Kreisen der Gebildeten vereinbart und zum Nihilismus ausgestaltet — das sind keine zufälligen Erscheinungen an diesem Kirchentum. Recht und Staat sind noch nicht als selbständige Werte freier, sittlicher Thätigkeit erfaßt. Die Kirche lebt ja im Kultus allein.

Aber je weniger innerlich, sittlich begründetes Rechtsbewußtsein diese Kirche hervorbringt, um so enger schmiegt sie sich an alles Bestehende, Ueberkommne an. Sie heiligt alle Sitte mit ihren Formen und Bräuchen. Es steht auf einer Linie, wenn sie erst durch ihre Weihe dem Bauern die Aepfel, die er geerntet, genießbar macht, und wenn sie dem Zaren durch ihre Salbung mit heiligem Oele seine autokratische Stellung im Volksbewußtsein sichert. Sie ist überall die träge Macht, die jeden Fortschritt hemmt. Aus ihren Gedanken, wenn man hier von solchen reden darf, ist der Zorn gegen die Kultur des

Westens hervorgegangen, an ihnen nährt sich fortwährend d[…] blinde Fanatismus, dem das „heilige Rußland“ die Welt da[…] stellt. Die Religion ist hier fast zum Stammeskult herabg[…] sunken.

Es ist nicht notwendig so. Aber es ist auch nicht abz[…] sehen, wie es anders werden soll. Denn es scheint fast, a[…] könnte hier nur die Welt die Kirche aus der Trägheit ihr[…] Kultusfrömmigkeit erwecken. Und sie kann es nur in der Kra[…] des Evangeliums, das die Kirche ihr in gebundnen Form[…] bietet. Wird es einmal anders tagen? Wird vom Westen h[…] die Sonne aufgehen?

S Eck[…]

Frederic William Robertson

als Prediger, Seelsorger und christlicher Sozialist

2

Wenn wir nun Robertson als Prediger betrachten, so fi[…] es die in Brighton gehaltnen Predigten, die, nach seinem To[…] gedruckt, zu den in England verbreitetsten Predigtsammlung[…] gehören, von denen die Rede ist. Was uns Deutschen an ihn[…] zunächst auffällt, ist das gänzliche Fehlen nicht nur von e[…] baulichen Redensarten, sondern auch von jedem erbaulichen To[…] Auch wenn wir in Betracht ziehen, daß Robertson diese Predigt[…] erst, nachdem sie gehalten waren, am Montag für einen Freu[…] niederschrieb, daß sie also als Skizzen zu betrachten sind, [...] fremdet uns das einigermaßen. Vergleichen wir in der Predi[…] über Psalm 42 die Auseinandersetzung über Gott: „Unterscheid[…] den lebendigen, persönlichen Gott von dem Gott der Theolog[…] und der Philosophen — der theologische Gott ist kaum n[…] ein lebendiger Gott, Dogmen anstatt des Lebens — hierv[…] verschieden hat der Philosoph die Tendenz, Gott zu verflüchtig[…] zu Kräften und Gesetzen,“ oder nehmen wir die Einleitung [...] der Predigt über Phil. 3, 13: „Das Erste, was uns be[…] Lesen dieser Worte auffällt ist, daß der Apostel Paulus sich a[…] eine Stufe stellt mit den Leuten, zu denen er redet“ — u[…] noch beweiskräftiger für uns die Predigt über Joh. 16, 31 [...] die Einsamkeit Christi: „Es giebt zwei Arten von Einsa[…] keit. Die erste besteht in räumlicher Absonderung, die zwe[…] in geistiger Isolirung“ — so werden wir anfänglich stutz[…] Aber fahren wir fort, so finden wir, wie solche scheinbar trock[…] Reflexionen in Ausdrücke tiefster religiöser Empfindung a[…] münden. Eben in der letzterwähnten Predigt wird in der feinst[…] Darlegung der verschiedensten Arten geistiger Vereinsamung [...] räumliche Einsamkeit ist ja keine, da wir uns darin getrag[…] wissen von dem Mitfühlen der uns Nahestehenden, wie [...] Fischer in seinem Kahn in nächtlicher Stille auf dem Me[…] weiß, daß um dieselbe Stunde die heißen Gebete der Seinig[…] um sein Wohl zu Gott emporsteigen — ausgeführt, wie Christ[…] so sehr der Sympathie bedürftig, kein Verständnis für [...] wahres Wesen fand und allein war in der Welt. Von Paul[…] aber sagt dann in der zweiten Predigt der Redner:

> Er ruft uns zu: „Brüder! seid, wie ich bin, denn ich bin, wie [...] seid, — kämpfend, getäuscht, aber nach Befreiung mich sehnend.“ [...] das macht diese Stelle so ermutigend, denn ein Mensch muß sich schw[…] zeigen, sollen wir den Mut haben, ihm nachzufolgen.

Jene erste Auseinandersetzung über Gott aber dient [...] dazu, um so herrlicher die Darlegung von dem lebendigen G[…] der heiligen Schrift zu gestalten. So finden wir es über[…] Bei der Betrachtung des Kampfes von Jakob-Israel mit G[…] und der Bitte: „Sage mir, wie heißest du doch?“ spr[…] Robertson über die Bedeutung des Namens überhaupt, wie [...] zuerst einer einfachen Thatsache zum Ausdruck gedient habe [...] Moses: der aus dem Wasser Gezogne —, wie dann die [...] ligiöse Empfindung einen tiefern Sinn damit verband — H[…] wird verwandelt in Josua —, und wie endlich unter d[…] sprachlichen Niedergang auch der Name eines Menschen [...] deutungslos wird. Jakob lebte in der ersten Periode: i[…] sagen, wie Gott heiße, war ihm offenbaren, wer Gott sei. [...] nun wird im Anschluß daran ausgeführt, wie wenig ein Wi[…] um Gott bedeutet im Gegensatz zum Ergreifen des Lebendi[…] mit einem fühlenden Herzen. Gott nennt sich ihm nicht, a[…] er segnet ihn!

In dieser selben Predigt fällt uns auch die theologisch-freie Sprache auf. Robertson nennt diese Erzählung eine offenbar mythische, die Tradition sei in poetischer Gestalt aufbewahrt, dem rauhern Auffassungsvermögen jener Tage angepaßt. Jakob selbst habe es nicht anders gewußt: ihm sei der seelische Kampf so furchtbar gewesen, daß er ihm die Gestalt eines Ringens mit einem Wesen außer ihm angenommen hätte. Solch freie Ausdrucksweise begegnet uns öfter. So spricht er bei dem Hinweis darauf, daß der Auferstandne seine Wundenmale behalten habe:

Das stellt uns vorbildlich die unendlich wichtige Wahrheit dar, daß Gott ein menschliches Herz hat. Gott ist nicht unendlich verschieden von den Geschöpfen. Der Mensch ist Gott ähnlich. Alle Geister sind desselben Geschlechts.

Oder anderwärts:

Gott kann nicht alles Beliebige thun. Gott kann sich nicht selbst verleugnen. Gott kann nicht etwas, das sich selbst widerspricht, wahr machen. Und es ist ein Widerspruch in sich selbst, den Menschen frei sein zu lassen und zugleich ihn zum Guten zu zwingen. Der Mensch ist eben frei, ein Wunder des Schöpfers, der in ihm ein Wesen geschaffen hat, frei von ihm selbst.

Auch direkte theologische Streitigkeiten werden berührt: „Wir leiern das Credo immer aufs neue herunter, aber die tiefen Lebenswahrheiten, die das Credo enthält — wie viele unter uns verstehen sie noch?" — oder ein andermal: „Die Religion Christi ist nicht ein Credo, sondern Leben." Möchte es nun aber vielen nicht wünschenswert erscheinen, daß nach dieser Hinsicht Robertson Nachahmung finde, so ist es doch ein andrer Zug, der jeden an ihn fesselt, der einmal seine Predigten zur Hand genommen hat, und der ihn auch eine unendlich große und aus den mannigfaltigsten Elementen zusammengesetzte Gemeinde hat finden lassen, die mit inniger Liebe an ihrem jungen Geistlichen hing: jede Predigt ist durchglüht von der Liebe zu Christo.

Er hat wahr gemacht, was er als Text zu seiner Antrittspredigt sich gewählt hat: Wir predigen Christum den Gekreuzigten. Von ihm verkündigt er:

Aus seiner Gottheit allein ist es zu erklären, daß durch ihn selbst die Bösen angezogen werden. Denn rein menschliche Güte hält die Bösen von sich fern. Die scheuen die Gesellschaft und die Gegenwart von guten Menschen, wie die Eulen das Licht des Tages. Aber hier zieht die Reinheit das Böse an, und das ist das Wunder. . . . Um seiner Gottheit willen kann er allein von sich den Ausdruck gebrauchen: Des Menschen Sohn. Dadurch erinnert er die Menschen daran, daß er ihr Bruder ist, er, der etwas Höheres ist als wir alle, der Sohn Gottes.

Auf der andern Seite weiß Robertson sich mit einzigartiger Hingabe in die menschliche Erscheinung des Gottessohnes zu vertiefen. Da versteht er die feinsten Züge ins rechte Licht zu stellen.

Jesus repräsentirt in sich die ganze Menschheit: er ist nicht der Jude, noch des Zimmermannes Sohn, noch ein Kind seines Jahrhunderts. Was wir unter Menschheit verstehen, war in Jesu Christo, dem Menschensohn. . . . So war denn auch sein Mitfühlen ein universales. Für jedes Empfinden, für jeden Kampf, auch für den Fall des Menschen hat er ein fühlendes Herz. Um seines Mitleidens willen ist er unser Hoherpriester. Das Priestertum Jesu beruht auf der Vollkommenheit seines Menschtums. Denn er ist als Mensch in allen Stücken versucht worden gleich wie wir. Darum kann er Gnade und Hilfe gewähren. Es waren ja in ihm alle die natürlichen Regungen des Gemüts und des Körpers. Konnte der Geist des Gehorsams jedes Gefühl in seiner menschlichen Natur umkehren? Um dieser Fähigkeit seines Mitleidens willen, die ihm geblieben ist — der Auferstandne hat die Wundenmale noch an seinem Leib — ist er unser Richter. . . . Freilich ist er, wenngleich versucht, doch ohne Sünde. Christi Heiligkeit ist verschieden von aller irdischen Heiligkeit. Wo sie immer erschien, rief sie bei dem andern eine Empfindung eigner Sündhaftigkeit und Unvollkommenheit hervor. Neben dem Diamanten erscheint auch der schönste Krystall matt. Aber sie lockt nicht die leere Bewundrung der Menschen auf sich, sie ergreift sie und wird zur Lebensmacht in ihnen. . . . Sein Mitleiden, umfaßt es auch die ganze Menschheit, ist doch nicht leere Abstraktion, sondern eine Ansammlung persönlicher Neigungen. Zwölf einzelne Menschen sammelt er in Liebe um sich, und eine zarte Sorgfalt hat er für die einzelnen Bedürfnisse der Menschen: er sieht die Mattigkeit seiner Jünger und führt sie in die Wüste und spricht zu ihnen: Ruhet jetzt ein wenig.

So weiß jede einzelne Predigt neue Züge an Christo zu entdecken, alle klingen sie aus in die Mahnung, ihn zum Mittelpunkt des eignen Lebens zu machen.

Seinem Herrn und Heiland nach sucht auch Robertson jedem menschlichen Empfinden gerecht zu werden. Das macht ihn zu einem Meister der psychologischen Darstellung. So ruft er den Seinen zu:

Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Aber auch, wo das Herz leer ist, kann der Mund noch gewichtige Worte finden. Wer in jeder Lage das passende Wort findet, — der ist nicht der Mann, dessen Bewegungen die tiefsten sind! [und an andrer Stelle in derselben Predigt:] Herzenshärtigkeit und Oberflächlichkeit sind stets vereint. Tiefempfundne Leiden machen einen Charakter hart, lassen aber das Herz weich. Herzenshärtigkeit findest du in der leichten oberflächlichen Modewelt. Die Herzenshärtigkeit des Handels ist nichts im Vergleich mit der Herzenshärtigkeit der Mode, — der Atheismus der Wissenschaft nichts im Vergleich mit dem Atheismus der Vergnügungssucht.

Er versteht den Paulus, der aus Ketten und Banden seinen Philippern schreibt: Ich freue mich doch, daß Christus gepredigt wird. Denn er, der Seelsorger, weiß, daß Liebe und Eifersucht unzertrennlich sind, und daß viel Selbstüberwindung seitens eines Lehrers dazu gehört, so seiner Gemeinde zu schreiben, in der nun andre wirken. Er weiß aber auch, wie dem Zöllner Zachäus zu Mute ist:

Der erste Schritt hinab ist, in der Achtung der andern zu sinken. Der Wert der öffentlichen Stellung liegt darin, daß ein Mensch sich Mühe giebt, zu sein, wofür er gehalten wird. Ein furchtbares Ding, keine öffentliche Stellung behaupten zu müssen, keinen Halt mehr zu haben.

Dem Hiob folgt er in seinen Gedankengängen, wie der geprüfte Dulder, um sich aufrecht zu erhalten gegenüber den verurteilenden Reden seiner Freunde, es sich leise immerfort wiederholt, bis er endlich, scheinbar ohne Zusammenhang mit den andern, doch aus seiner Ideenverbindung heraus laut sagt: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Ueberall erkennen wir nach dieser Hinsicht den Meister, mag er nun in die Gegenwart hineinrufen: Ihr könnt nicht eine falsche Ansicht durch bloße Negation überwinden, ihr müßt es thun dadurch, daß ihr die entgegengesetzte Wahrheit aufstellt, und ein andermal: Es ist leicht, Liebe zum Ganzen zu haben, schöne, weitherzige, liberale Ansichten über die arbeitenden Klassen zu hegen und doch kein liberales Werk an einem einzigen zu thun, — oder mag er in die Vergangenheit sich versenken und die weise Art, wie Gott die Menschen behandelt, an Elias beweisen, der da unter dem Wacholder lebensmüde liegt: Was hast du hier zu thun? so redet Gott den allzeit thatbereiten Propheten an. Geh hin in die Welt. Es ist noch Arbeit genug für dich vorhanden, und regt so neues Leben, neue Thatenlust in dem Herzen des Propheten an.

Wie Robertson einmal in einem Briefe schreibt, es sei notwendig, wie Christus zu leben, — unter den Menschen in der Welt, so geht er durch die Welt mit allzeit offnen Augen. Der Sinn für das wirkliche Leben ist bei ihm kräftig entwickelt. Das lassen seine Predigten auf jeder Seite erkennen. Im Großen wie im Kleinen sucht er die Wirklichkeit und beschönigt nichts. An seine Landsleute in ihrer Gesamtheit wendet er sich und trifft sie an ihrer verletzbarsten Stelle:

Wenn wir von unsrer Menschenliebe, unsrer allgemeinen Liberalität reden, hier im christlichen England, so haben wir doch kaum irgend ein wahrhaftes Mitgefühl mit andern Völkern, andern Kirchen, andern Parteien als unsrer eignen. Wir grämen uns nicht um die Kämpfe in Italien oder Ungarn, wir haben von den Katholiken dieselbe Meinung, wie die Juden von den Heiden; wir sprechen von deutschen Protestanten in eben derselben stolzen, verruchten, selbstgenügsamen Weise, wie die Juden von den Samaritern.

Mit Entschiedenheit spricht er sich offen gegen einen Straferlaß für Vergehen jeder Art aus politischen Gründen aus:

Wie wenig Erfolg dieses elende System hat, laßt die uns sagen, die die Geschichte unsrer südafrikanischen Kolonien in den letzten zwanzig Jahren studirt haben. Wir machten nur Heuchler und ermutigten die Rebellion durch Straflosigkeit.

Jede Heuchelei ist ihm darum im innersten Herzen zuwider. Denen, die damals die Sklaverei verteidigten als göttliche Einrichtung — Gott habe in dem Neger zu diesem Zwecke einen Menschen von niederer Art erschaffen —, hält er vor:

Eure Lebensverhältnisse, eure persönlichen Beziehungen schaffen eure Ansichten. Nicht aber sucht ihr die Wahrheit Gottes, darnach euer Leben einzurichten.

Doch erkennt er Schwärmern gegenüber an:

Der Federzug eines Monarchen kann seinen Völkern die Freiheit

geben — sie für die Freiheit geeignet machen kann er nicht. Dazu benötigt es einer Erziehung von Menschenaltern. Gebt morgen einigen schwachen Nationen des Ostens eine Konstitution oder einer Horde von Wilden — und in einem halben Jahrhundert werden sie wieder unterworfen sein.

In diesem Wahrheitssinn geht er, wie im ganzen so auch im einzelnen, den Dingen auf den Leib.

Von den Lippen des Heilands tönt keine hochklingende Rede von der Erziehung des Menschengeschlechts oder von der Erhebung des niedern Volks. Die Charlatanerie unsers modernen Empfindens war damals nicht erschienen, das ist nur die Parodie von seiner Liebe.

Wie bitter klingt es bei der Betrachtung des Elias unter dem Wacholder:

Die Welt wird euch ertragen, wenn ihr ihre Stimmen erzwingt durch Machtentfaltung, und wird sich von euch wenden, wenn Macht und Größe nicht länger auf eurer Seite sind. „Ich allein bin übrig geblieben." Popularität ist nicht Liebe.

Ins einzelne hinein folgt er dem Menschen, mag er nun bei Schilderung der Oberflächlichkeit tadeln: „Das Werk einer flüchtigen Magd ist bald gethan, aber niemand darf es genauer ansehen," oder bei der Ausführung, wie die wahre Liebe im Kleinen thätig ist, begeistert den freundlichen Einfluß der Tochter des Hauses schildern, die alles um sich her mit Sonnenschein erfülle, weil sie für alles ein Auge habe, was sonst keiner sieht, der Wohnung Anmut und Behaglichkeit verleihe; sie hört auf das Rufen der jüngern Geschwister, sie sieht dem Vater die Sorgen an und bemüht sich mit zarter Rücksicht, sie zu verscheuchen.

Unendlich reich ist er dabei an treffenden Vergleichen, Bildern und Beispielen, seine Worte zu erläutern: „Die Bergpredigt redet von einer Reinheit, wie des Schnees auf den Alpen, weiß in dem blauen Heiligtum des Himmels." Die Namen, die im Lauf der Jahre und Jahrhunderte ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben, gleichen Hügeln, von denen der letzte Sonnenstrahl gewichen ist. Die Hügel sind da, — die Farben, das Leben sind hingegangen. — Ist die Liebe die Quelle deines Thuns, dann hat der äußre Verlauf des Lebens mit seinen Kämpfen, Enttäuschungen keinen Einfluß darauf: „Die Macht eines Stroms hängt von der Quelle ab, nicht von dem Erdreich, das er durchflutet." — Insonderheit das Meer und das Leben auf ihm giebt ihm als Engländer den Stoff zu unzähligen Bildern, mag er nun ausführen:

Starke Naturen scheitern leichter denn schwache. Das schmale Fischerboot gleitet sicher über Klippen und Untiefen, wo die stolze Bark strandet, und es ist gerade die Kraft und Majestät ihres Laufs, die den scharfen Fels tief in ihren Busen dringen läßt.

Oder mag er darauf hinweisen:

Was dem Menschen zum Heil verliehen ist, kann gerade sein Unheil werden, wie dem Judas seine Apostelschaft. Wind und Wellen sind des Schiffers beste Freunde. Sie aber zerstören das Schiff, wird es schlecht gesteuert.

Einmal sagt er:

Für die Fahrt auf dem Ozean des Lebens giebts keine exakte Reisekarte, die Felsen und Untiefen wechseln. Wer immer hinausfährt, stellt sein Segel nach einem unerprobten Winde.

Ein andermal:

Fehlt dir der Wille, die niedere Natur zu beherrschen, sie dir dienstbar zu machen, so gleichst du dem Schiff, das auf dem Ozean hinfährt, von seiner Mannschaft verlassen, mit vollen Segeln dem Winde ausgesetzt. Keine Gewalt erzwingt seine Zerstörung, es scheitert, weil der Steuermann fehlt.

Seine Beispiele nimmt er selbstverständlich meist aus der heiligen Schrift und weiß sie zutreffend anzuwenden.

Falsche Reue kannst du an Saul erkennen, dem es zunächst und vor allem leid that, daß seine königliche Ehre leiden solle: „Ich habe gesündigt, aber ehre mich doch jetzt vor den Aeltesten meines Volkes!" der dann über seine Thorheit jammert: „Ich habe thöricht und unweislich gehandelt."

Doch scheut er sich nicht, sie auch anders woher zu nehmen — aus der Profangeschichte: Die Möglichkeit eines Sieges über Hindernisse im religiösen Leben bestätigt ihm Demosthenes; — von andern Wissenschaften: Das christliche Streben nach Vollkommenheit gleicht den unlösbaren Fragen in der Mathematik. Die Arbeit an ihnen führt zu keinem befriedigenden Resultat, aber sie ist nie vergeblich, sie bringt uns der Lösung näher; — von der täglichen Erfahrung:

Willst du eines gesunden und starken Körpers dich erfreuen, mus du seine Gesetze erkunden und nach ihnen deinen Leib behandeln, u so über ihn zu herrschen. So hat auch das religiöse Erkennen sein Gesetze, denen du folgen mußt, um es dir zu eigen zu machen: de Gehorsam gegen den Willen Gottes.

Wir finden da eine unendliche Mannigfaltigkeit, und imme sind wir überrascht und gefesselt.

Nehmen wir nun noch dazu an einem Beispiel die erschöpfende Art seiner Textbehandlung:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt": Der Glaube hat die Gewißheit, Gott greift thätig in die Dinge dieser Welt ein: „Ich weiß, da mein Erlöser lebt." Darin liegt aber eine Anerkennung des lebendige Gottes: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt." Nun heißt religiös sei fühlen: Gott, der Lebendige, ist uns allzeit nah. Der Christ ist durchdrungen von dem steten Gefühl der Gegenwart des Unsichtbaren. Ih hat Gott mehr offenbart als dem Hiob: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt." Und nun kommt noch das Wörtchen „mein," das da ausspricht: „Gott fühlt mit mir. Zu mir neigt er sich liebend. Für mi ist Christus am Kreuze gestorben, — mich persönlich will er retten!"

Hiervon werden wir uns ein freilich unvollständiges, do hoffentlich zur Vertiefung in das Original anregendes Bil von dem Redner Robertson machen können, von seinem unendlichen Reichtum!

Versuchen wir es nun, mit wenig Worten die Ursache seiner großen Beliebtheit uns klar zu machen, so finden wi ihre erste Quelle in dem einen Umstande: Robertson gab niemals nur, was er hatte, er gab sich selbst. Mit seinen freier Aeußerungen versöhnten sich darum auch viele, die nicht sein Meinung teilten, weil sie fühlten, er sprach nicht aus Ruhmbegierde oder aus zweifelsüchtiger Anmaßung so, sondern e stand da und konnte nicht anders. Und in jeder Predigt, i jeder Ansprache gab er sich mit seiner ganzen Persönlichkeit de Sache hin, die er behandelte! Allzeit bewußt und groß, identifizirte er sich selbst mit der von ihm erfaßten und vertretne Angelegenheit. Da gab es dann kein Zurückweichen. Mit der ritterlichen Mute einer unerschütterlichen Wahrheitsliebe führt er sie durch bis zum Ende. Es kamen ihm ja äußere Gabe zu statten, — eine schöne, hohe Gestalt, edle Züge, ein Stimme, die wie Musik in die Herzen der Hörer sich einschmeichelte, und im Augenblick der Erregung, wenn er sie erhob, wie ferner Glockenklang tönte. Gewiß sind das auch wesentliche Bedingungen zu seinem Erfolg, jedenfalls unschätzbar Gnadengaben Gottes. Aber das Geheimnis seiner außerordentlichen Wirksamkeit ist nicht in diesen äußerlichen Dingen z suchen, sondern darin, daß der lebendige Mittelpunkt diese Persönlichkeit, des ganzen Mannes, die Triebfeder all seine Handelns das Mitleiden war, „der Mitsinn jedem Herzensdrang," wie Goethe es nennt. Er hat es an sich selbst bestätigt, was er einmal sagt: „Das große Gesetz aller Existen ist: Du kannst andre nur dadurch retten, daß du dich selbs verlierst; nur durch Hingabe deines Lebens wirst du ander zum Segen" — „Mein Unglück oder mein Glück ist die Mach des Mitfühlens," schreibt er. Es war beides, es verzehrte i wenig Jahren sein Leben, es machte ihn aber zu dem, wa er war.

Bhfr

Aus dem Vermächtnis eines heimgegangnen Schulmannes

— Friedrich Wilhelm Dörpfeld —

In diesen Tagen erscheint eine apologetische Schrift eigne Art: Zur Ethik. (1. Die geheimen Fesseln der wissenschaftlichen und praktischen Theologie. Ein Beitrag zur Apologetik. 2. Einige Grundfragen der Ethik.) XI. Band der Gesammelten Schriften von F. W. Dörpfeld. Herausgegeben vo Dr. G. von Rohden. Gütersloh, C. Bertelsmann. XXXVI und 268 S. 3 Mk., geb. 3,60 Mk.

Wie der Verfasser der Schrift: „Der christliche Glaub und die menschliche Freiheit" nimmt hier ein „Laie" das Wor zu einigen Fragen, die in das innerste Wesen unsrer heutigen religiösen und theologischen Auseinandersetzungen eingreifen Es handelt sich um das Verhältnis von Dogmatik und Ethi zu einander. In welchem Sinne der als Pädagoge wohl

bekannte Verfasser diese Frage angreift, mag eine Probe zeigen.*)

* * *

Zum Schluß müssen wir uns noch in Kürze vergegenwärtigen, wie es gekommen ist, daß die Theologie den Irrtum in dem Dogma von der Glaubenspflicht so lange Zeit nicht einsehen konnte und zum Teil auch heute noch nicht einsehen kann. Der Grund liegt in einer Lücke der theologischen Ethik bei einer der sogenannten ethischen Vorfragen. Diese Vorfrage heißt: auf welchen Punkt hat der Blick sich zu richten, wenn über eine Person ein moralisches Urteil gefällt werden soll, — genauer gesagt: muß der Blick sich richten auf die Ansichten, oder auf die Gefühle, oder auf den Willen dieser Person?

In der Hauptsache, nämlich soweit jenes falsche Dogma in Betracht kommt, ist diese Frage schon im Alten Testament genügend beantwortet. Es heißt dort z. B.: „Der Herr siehet das Herz an," — also nicht den Kopf, nicht die Ansichten, das Wissen oder Nichtwissen, das Vielwissen oder Wenigwissen. Hätte die Theologie diese biblische Weisung fest im Auge behalten, so würde das Dogma von der Glaubenspflicht niemals haben aufkommen können. Denn wenn bei einer moralischen Würdigung auf das Herz gesehen werden soll, so heißt das: die Ansicht, das Erkennen, das Ueberzeugtsein oder Nichtüberzeugtsein, kurz die intellektuelle Seelenthätigkeit läßt für sich allein noch kein moralisches Urteil zu; erst wenn das Herz hinzutritt, dann entsteht aus dem intellektuellen Faktor und der Herzensbeteiligung das, worüber ein moralisches Urteil ergehen kann. Mit jenem alttestamentlichen Ausspruche ist also das Dogma, das dem Erkennen oder Nichterkennen, dem Ueberzeugtsein oder Nichtüberzeugtsein schon eine moralische Würde beilegt, entschieden abgewiesen.

In anderm Betracht hat der Ausdruck „Herz" freilich etwas Unbestimmtes an sich, und so hätten immerhin noch ethische und dogmatische Irrtümer andrer Art entstehen können. Das Wort „Herz" umfaßt nämlich, ähnlich wie unser deutsches Wort „Gemüt," ein Zweifaches: das Gefühl und das Wollen. Hier würde also die Frage offen bleiben, ob etwa beim Gefühl schon ein moralisches Urteil zulässig sei, oder aber erst beim Wollen. Wo man jedoch bereits eingesehen hat, daß bei der bloßen Erkenntnisthätigkeit der psychische Prozeß noch nicht zur moralischen Beurteilung reif ist, da bedarf es nur weniger Ueberlegung, um zu finden, daß auch mit dem Hinzutreten des Herzens, so lange es beim bloßen Gefühl bleibt, dem psychischen Prozesse noch die volle Ausreifung fehlt. Denn im Stadium des Gefühls kann auch ein andres, entgegengesetztes Gefühl da sein, und so lange diese beiden noch mit einander ringen, bleibt unentschieden, was daraus werden will. Erst wenn eins dieser streitenden Gefühle die Oberhand gewinnt und nun ein entschiednes Wollen, das zur That reif ist, entsteht, schließt damit der psychische Prozeß ab, und über diesen Willensentschluß kann nun das moralische Urteil ergehen. Wohl können auch im Erkennen und im Gefühl Dispositionen und Ansätze zu etwas Moralischem oder Unmoralischem mit enthalten sein; allein da dieselben beim abschließenden Wollen vielleicht niedergehalten werden, also nicht zur Bethätigung kommen, so muß in den Vorstadien die moralische Beurteilung noch suspendirt bleiben.

Daß erst der Willensentschluß die Stelle ist, wo ein moralisches Urteil ohne Vorbehalt gefällt werden kann, haben die philosophischen Ethiker der nachchristlichen Zeit, wofern sie nicht vom Eudämonismus beeinflußt waren, auch stets erkannt. Eine eingehende Auseinandersetzung über diese so wichtige Vorfrage der Ethik scheinen sie jedoch nicht für nötig gehalten zu haben, wie denn bis auf Kant auch eine abgerundete, jedes Mißverständnis ausschließende Antwort fehlt. Es ist das sehr zu bedauern, weil nun der Irrtum des theologischen Dogmas von der Glaubenspflicht nicht offen zur Sprache kam. Möglicherweise haben diese Philosophen letzteres auch absichtlich unterlassen, da sie in der damaligen Zeit Ursache genug hatten, einem offnen Konflikt mit den Theologen und ihrem Autoritätsprinzip thunlichst aus dem Wege zu gehen. Kant hat dann endlich das Eis gebrochen und auf jene Frage eine möglichst bestimmte und runde Antwort formulirt. Um die Wichtigkeit dieses Punktes auch für das blödeste Auge deutlich hervorzuheben, stellt er ihn an die Spitze und beginnt seine berühmte „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" mit dem schon oben erwähnten kategorischen Satze:

> Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut (oder böse) könnte gehalten werden als ein guter (oder böser) Wille.

Kant fügt zwar einige begründende Bemerkungen hinzu, aber eine umständliche Auseinandersetzung hält auch er nicht mehr für nötig. Im Grunde hatte er auch Recht. Weiß doch schon das sieben- oder achtjährige Bübchen in dieser anscheinend so verwickelten Materie sich für seinen Bedarf schnell zurecht zu finden. Denn wenn es ihm im Eifer des Spiels einmal begegnet, daß sein Ball oder andres Spielwerkzeug unversehens einen Schaden anrichtet, und er nun zur Verantwortung gezogen wird, dann sagt der kleine Ethiker ohne langes Besinnen: Ach, lieber Vater, liebe Mutter, ich habe es ja nicht mit Willen gethan. — Auf den Konflikt mit dem theologischen Dogma von der Glaubenspflicht geht Kant übrigens in jener Schrift ebenfalls nicht ein.

Wie erklärt es sich nun, daß die Theologen über jene Vorfrage der Ethik so schwer haben ins reine kommen können, obwohl schon das Alte Testament deutlich den Weg gewiesen hatte? Sehr einfach. Den Fingerzeig des Schöpfers, der dem Menschen die Gewissensanlage eingepflanzt hat und damit wies, daß die Ethik auf Grund dieser Anlage, also rationell entwickelt und gelehrt werden müsse, haben sie nicht verstanden oder nicht respektirt; sie trauten diesem rationellen Wege nicht und meinten daher, die Ethik lediglich auf Grund der heiligen Schrift ausbilden zu sollen. Einmal glaubten sie, für den Inhalt der ethischen Lehren dort ausreichendes Material zu finden; und zum andern — und das war noch verlockender — schien bei der hohen Autorität der heiligen Schrift die mühsame Begründung der Ethik erspart werden zu können. Freilich hätte gerade diese verlockendste Seite der scholastischen Methode am ehesten das Mißtrauen gegen diesen wohlfeilen Weg rege machen sollen. Aber es geschah nicht. Weil nun die scholastisch-theologische Ethik sich auf die rationelle Begründung nicht einzulassen brauchte, so wurden natürlich auch die Vorfragen nicht gründlich untersucht. Wäre letzteres nicht versäumt worden, so hätte bei der wichtigen Frage, wohin bei der moralischen Beurteilung einer Person der Blick sich zu richten hat, unvermeidlich auch das Verhältnis zu dem Ketzerverfolgungsdogma (nämlich der Lehre von der moralischen Pflicht des Glaubens) zur Sprache kommen müssen. Unter den theologischen Lehrbüchern der Ethik, die der Autoritätsmethode folgen, ist mir aber kein einziges zu Gesicht gekommen, worin bei jener Vorfrage auch dieses Dogma mit beleuchtet wird. Wäre dies auch nur in einer einzigen dieser Schriften geschehen, so würden die spätern genötigt gewesen sein, sich ebenfalls auf diesen Konflikt einzulassen, und dann würde diese alte Notfrage gewiß nicht eher zur Ruhe gekommen sein, bis sie ihre volle Erledigung gefunden hätte. Jetzt aber hat sie die langen Jahrhunderte hindurch unter dem Schleier des scholastischen Nebels sicher ruhen können.

Schutz für unsre Seeleute

Der Untergang der „Elbe" ist die Veranlassung geworden, daß im deutschen Reichstag am 9. und 14. Februar die Frage eingehend erörtert wurde, ob und welche Maßregeln von der Regierung zu treffen seien, um den Verlust an Menschenleben auf See, mehr als es bisher geschehen ist, zu verhüten. Es war bei diesen Verhandlungen bemerkenswert, daß einerseits Singer und Bebel, andrerseits Freiherr von Stumm und der deutschkonservative Abgeordnete von Manteuffel einmütig den Schutz der Regierung verlangten und die bestehenden Verhältnisse ihrer Kritik unterwarfen. Die letztgenannten beiden Ab-

*) Man lasse sich durch den unverständlichen, weil aus dem Zusammenhang gerissenen Anfang vom Lesen nicht abhalten. D. H.

geordneten hatten auch die Interpellation eingebracht, deren Besprechung am 9. Februar den Rahmen der Debatte bildete. Zunächst haben die Verhandlungen wohl keinen greifbaren Erfolg gehabt — ob sie ihn haben werden, bleibt abzuwarten —, aber das ist doch schon ein Erfolg, daß die breite Oeffentlichkeit auf Dinge aufmerksam gemacht ist, für die ihr im allgemeinen Interesse und Verständnis fehlen.

Für die beteiligten Kreise haben die Verhandlungen allerdings wenig Neues zu Tage gefördert. Denn die hatten seit anderthalb Jahren über die einschlägigen Fragen aufs lebhafteste verhandelt. Der Anstoß dazu ist ungefähr gleichzeitig im Jahre 1893 von zwei Stellen der Regierung gegeben. Unabhängig von einander haben der Regierungspräsident von Stettin und der Staatssekretär von Boetticher Erhebungen über staatliche Ueberwachung des Schiffbaus sowohl wie des Zustandes der Seeschiffe veranlaßt, Erhebungen, durch die zunächst erreicht wurde, daß die Reederkreise sich fast leidenschaftlich erregt gegen derartige Gedanken aussprachen und die von der Reichsregierung befragten Seeuferstaaten sich diesem Widerspruch anschlossen. Daraufhin verzichtete die Reichsregierung vorläufig auf gesetzliche Maßnahmen, suchte aber wenigstens an einem Punkt eine Besserung auf privatem Wege zu erreichen dadurch, daß sie eine Verbindung des Germanischen Lloyds in Bremen, des deutschen Klassifikationsinstituts und der Seeberufsgenossenschaft zu einer gewissen gemeinsamen Arbeit anbahnte zur Verhütung von Seeunfällen. Sie ließ die Sache selbst aber nicht aus den Augen und wollte nur erst abwarten, inwieweit das erstrebte Ziel auf dem eingeschlagnen Wege erreicht würde, und dabei ist sie auch jetzt stehen geblieben. Darnach könnte es scheinen, als ob alles in bester Ordnung wäre.

Aber schon die Art, wie die Reederkreise sich vor einem Jahr „gegen staatliche Eingriffe," gegen die Einführung einer Tiefladelinie, wie sie in England besteht, und gegen jede Beschränkung ihrer Freiheit verwahrten, war nicht dazu angethan, bei Unbefangnen und Unbeteiligten den Eindruck zu erwecken, als handle es sich bei ihnen um die Verteidigung einer tadellos guten Sache. Dazu waren die Angriffe auf jeden, der andrer Meinung war, wie die Reeder z. B. auf den Kapitänleutnant a. D. Georg Wislicenus in Hamburg und seine Broschüre „Schutz für unsre Seeleute" zu heftig. Vor allem aber war ihre Selbstverteidigung, wie sie z. B. auf dem deutschen Handelstage am 12. Januar 1894 in Berlin von Herrn Ahlers aus Hamburg geführt wurde, in so manchesterlichem Sinne gehalten, daß sie jeden sozial Gesinnten bedenklich machen mußten. Man gewähre dem Kapital nur die größtmögliche Freiheit, hieß es, so werde es schon seiner Selbsterhaltung wegen alles thun, was sich thun lasse, um Leben und Eigentum auf See zu schützen. Ein Eingriff in die individuelle Freiheit müsse die Konkurrenzfähigkeit und damit Handel und Schiffahrt lahm legen und schade nur, weil er dem Einzelnen das Gefühl der Verantwortlichkeit abnehme. Uebrigens seien die Reeder anerkannt tüchtig und gewissenhaft.

Nun kann Deutschland gewiß auf seine Reederei und auf seinen Schiffbau stolz sein. Sind doch allein von 1874 bis 1894 auf deutschen Werften 750 Dampfer mit 550000 Tonnen netto im Werte von 200 Millionen Mark gebaut, und die deutsche Handelsmarine hat z. B. die französische in den letzten Jahren weit überflügelt. Auch hat die deutsche Handelsmarine verhältnismäßig wenig Schiffsverluste, weniger als andre Nationen zu verzeichnen. In England beträgt der durchschnittliche Totalverlust in den Jahren 1883 bis 1892 2,28 Prozent des Schiffsbestandes, in Deutschland 1,72 Prozent, in Frankreich 1,98 Prozent. Aber wenn jährlich noch im Durchschnitt 100 Schiffe mit 1500 Menschen zu Grunde gehen,*) so ist die Frage berechtigt, ob nicht doch noch mehr geschehen kann zum Schutz unsrer Brüder auf dem Meere. Und es ist ganz folgerichtig, wenn Freiherr von Stumm von sich, dem Großindustriellen, auf den Großkaufmann Rückschlüsse machte. In

*) Diese Zahlen wurden im Reichstage angeführt. Das erste Heft 1895 der Vierteljahrshefte zur Statistik des deutschen Reiches giebt andre Zahlen.

Fabriken wird die Sicherheit des Betriebes durch staatliche Behörden überwacht und gewährleistet, trotzdem die Fabrikanten doch ebensogut „Pflichtgefühl, Tüchtigkeit und Interesse" besitzen wie die Reeder, die mit diesen drei Dingen in erster Linie ihre Ablehnung eines staatlichen Eingriffs begründeten. Warum hat denn die soziale Gesetzgebung, die vielfach von Fabrikanten mit denselben Waffen bekämpft ist, wie die beabsichtigte Staatskontrolle von den Reedern, vor diesen Halt gemacht? Man sollte annehmen, daß der Staat wie im Fabrikbetriebe, so bei der Seefahrt aus eignem Interesse alles daran setzen würde, Leben und Gesundheit vor Gefahr und Verlust zu schützen, und zwar nicht nur das Leben der Passagiere, von denen Staatssekretär von Boetticher auf dem deutschen Handelstage 1894 allein sprach, sondern auch das der 40000 deutschen Seeleute, die alljährlich auf deutschen Schiffen fahren.

Bisher war es vor allem ein Mann gewesen, der die Oeffentlichkeit auf böse Schäden im Reedereibetriebe aufmerksam gemacht und energisch Staatshilfe zum Schutz unsrer Seeleute verlangt hatte, der Kapitänleutnant a. D. Wislicenus. Die Thatsachen, die er in seiner Schrift zur Begründung seiner Forderung anführt, hat man nicht widerlegt. Aber seine Vorschläge sind unsinnig genannt und seine Schrift Pamphlet u. dgl. gescholten worden. Jetzt hat es auch der Staatssekretär von Boetticher zugestanden, daß Wislicenus den Finger auf „eine klaffende Wunde" lege. Das ist ein wichtiges Zugeständnis. Es wird aber wohl noch geraume Zeit vergehen, bis sich diese klaffende Wunde schließt. Bis dahin wird es nötig sein, daß die öffentliche Meinung den Gang der Dinge mit Aufmerksamkeit verfolgt. Wir Evangelisch-Sozialen müssen auch unsre Seeleute mit in den Kreis unsrer Betrachtung ziehen, so fernliegend diese Dinge an sich für uns sein mögen. Es ist nötig, daß wir der Seemannsmission das Wort reden und helfen, daß unsern Seeleuten Gottes Wort verkündigt wird, wenigstens dann, wenn sie nach monatelanger Fahrt, wo Orgelton und Glockenklang nicht an ihr Ohr dringt, ihren Fuß wieder auf festes Land setzen. Es ist aber auch nötig, daß wir den sozialen Nöten der Seeleute unsre Aufmerksamkeit schenken, es stehen sittliche Fragen dabei auf dem Spiel. Denn es ist nicht gleichgiltig, wenn das Auslaufen von „Hungerschiffen" und „schwimmenden Särgen" nicht verhindert wird, wenn überladne Schiffe oder Schiffe mit ungenügender Bemannung, mit fehlerhaften Schiffsinstrumenten und mangelhaften Rettungsapparaten auslaufen können, wenn die Seemannsordnung dem Seemann nicht genügenden gesetzlichen Schutz gewährt und gewissenlose Heuerbase die Unerfahrenheit von Eltern und deren Söhnen, die als Schiffsjungen zur See wollen, ungestraft ausnützen können u. dgl. m. Das müssen wir thun. Denn mancher Kapitän, mancher Seemann sieht die bestehenden Fehler und Schäden wohl, aber er muß schweigen, will er nicht seine Stellung riskiren. Der Antrag auf Revision der Seemannsordnung, den der frühere Schiffskoch und damalige sozialdemokratische Abgeordnete für Lübeck, Theodor Schwartz, 1893 im Reichstage einbrachte, ist nicht zur Verhandlung gekommen, und die Sache scheint zu ruhen. Vielleicht hat der beklagenswerte Untergang der „Elbe" einen kräftigen Anstoß zu einer Bewegung zum Schutz für unsre Seeleute gegeben: es wäre nicht das erste Mal, daß das alte Prophetenwort (Amos 3, 6) in wunderbarer Weise in Erfüllung ginge: Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue? **Friedrich Gleiß**

Verschiedenes

(Gottesdienstliche Musikaufführungen) Es war ein seltsames Zusammentreffen. In der Christlichen Welt hatte ich gerade von den gottesdienstlichen Musikaufführungen in Straßburg gelesen. Der Bericht darüber ließ ihre Schönheit wie ihre Bedeutung für die Andacht der Gemeinde aus seiner begeisterten Sprache den Fernstehenden ahnen. Hier schien ein Neues und durchaus Edles für die gottesdienstliche Feier sich anzukündigen. Der Wunsch entsprang unmittelbar, diese Musikaufführungen kennen zu lernen, für ihre Verbreitung zu wirken. Die Schwierigkeit einer nähern Bekanntschaft beschäftigte noch die Gedanken, als die Post ein Paket Noten ins Haus brachte. Dem Ueberraschten bot sich zu seinem frohen Erstaunen hier das Gesuchte. Auf dem Wege über Leipzig kam aus der fernen Ostmark unsers Reiches, von Königsberg, was aus der Stadt des wiedergewonnenen Bruderstammes im

Westen ahnungsvoll herüber geklungen war, sodaß ich nun in der Einsamkeit der kleinen Dorfpfarre mit meinem innern Gehör den gottesdienstlichen Musikaufführungen beiwohnen konnte. Alles aus Straßburg rühmlich Berichtete liegt nun vor mir ausgebreitet, großartig angelegte wie innig zum Herzen sprechende Chöre, vier- bis achtstimmig, Soloquartette wie Sologesang, Orgelklang wie Choräle, in die die ganze Gemeinde einstimmt. Die Musik kann ich freilich nicht vergleichen, da in Straßburg, wie es scheint, ein noch ungedrucktes Manuskript Herzogenbergs vorgelegen hat; jedoch werden dem Kundigen die Namen Meinardus, Becker, Franke, Succo, Bernecker, Schwalm genug für den Wert der vorliegenden Musik sagen. Ob eine Verbindung zwischen Straßburg und Königsberg, eine gegenseitige Anregung bestanden hat, weiß ich nicht. Ist an beiden Orten selbständig der Gedanke, die bisherigen Kirchenkonzerte zu gottesdienstlichen Musikaufführungen oder, wie ich sie lieber nennen möchte, zu musikalischen Gemeindeandachten umzugestalten, entstanden, so sehen wir wieder den schon oft erlebten Fall, daß das Entscheidende und Richtige, der notwendige Fortschritt zum Höhern zu gleicher Zeit von mehreren selbständig ohne gegenseitige Kenntnis vollzogen wird. Der Straßburger Bericht verschweigt leider den Namen des Urhebers, wenn auch eine Vermutung nahe liegt. In Königsberg ist es Professor D. Zimmer, dem die praktische Theologie schon durch manche Gaben zu Dank verpflichtet ist, der den Gedanken musikalischer Gemeindeandachten gefaßt und, was für den Erfolg wichtiger ist, jene bereits genannten Tondichter zum Teil durch Darbietung des aus der heiligen Schrift zusammengestellten Textes dafür zu begeistern gewußt hat. So ist es nicht mehr als recht und billig, daß die durch seine Bemühung entstandne „Sammlung von Kirchenoratorien und -Kantaten" — es sind deren bis jetzt zwölf —, von der Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel in der bei diesem Verlage bekannten mustergiltigen Weise herausgegeben, den Namen Zimmers an der Spitze trägt.

Neben neun Werken lebender Meister enthält die Sammlung drei ältere Tonsätze, nämlich von Heinrich Schütz die Matthäus- und Johannes-Passion, für den Zweck der Sammlung bearbeitet von A. Mendelssohn, und von Johann Sebastian Bach ein Jugendwerk, die Lukas-Passion, eingerichtet von Dörffel. Die Aufnahme dieser alten Schätze protestantischer Kirchenmusik ist in mehrfacher Hinsicht als eine besonders glückliche zu bezeichnen. Einmal erinnert sie uns daran, daß die in Straßburg getroffne und von Zimmer den weitesten Kreisen zugänglich gemachte und empfohlene Neuerung thatsächlich ein Wiederanknüpfen an die gute alte Tradition unsrer Kirchenmusik ist. Erst die Zeit des Rationalismus hat die Kirchen den Tondichtern als eine andre Form von Konzertsälen erscheinen lassen, die Gemeinde zu Zuhörern umgewandelt. Daß Schütz und Bach in ihren Passionen nichts weiter bieten wollten als die edelste Form musikalisch-liturgischer Gottesdienste, an denen die Gemeinde, vielleicht sogar auch der Prediger durch Gebete an passender Stelle, thätig durch ihren Choralgesang Anteil nahm, diese Erinnerung schwand um so mehr, als die Passionen jener Meister sich gleichfalls gefallen lassen mußten, dem veränderten Zeitgeiste entsprechend in Konzertsälen oder in den zu Konzertsälen umgewandelten Kirchen vor Zuhörern aufgeführt zu werden. Endlich scheint nun dieser Bann gebrochen zu sein, und es eröffnet sich die hoffnungsvolle Aussicht, daß, nachdem namhafte kirchliche Tonsetzer, die scheinbar das größere Opfer zu bringen hatten, wieder begonnen haben, für die Gemeinden musikalische Andachten zu schreiben — Zimmer nennt sie zur Unterscheidung von den bisher üblichen Oratorien Kirchenoratorien —, aus den Konzertbesuchern wieder feiernde Gemeinden werden.

Der weitere Vorteil, den die Aufnahme der genannten drei Werke in die Sammlung bietet, besteht darin, daß sie Zimmer Gelegenheit gegeben haben, uns vollständige Aufrisse der mit ihnen zu veranstaltenden Andachten vorzulegen. So zerlegt er z. B. die Matthäus-Passion in sieben Teile, sodaß wir dadurch Gelegenheit haben, jeden Sonntag der Fastenzeit oder jeden Tag der Karwoche durch und mit dieser Passionsmusik zu einem besondern Passionsgottesdienste zu gestalten, der in der Weise eines liturgischen Gottesdienstes verläuft. Auch die Lukas-Passion Bachs empfiehlt Zimmer für zwei Gottesdienste zu benutzen, um jeder ermüdenden Ausdehnung vorzubeugen. Ueberhaupt wollen diese ältern Werke der beabsichtigten Verwendung entsprechender und daher vollkommener erscheinen als die neuen. Denn während dort die Teilnahme der Gemeinde eine organische ist, die liturgische Form durchgebildet auftritt, wird hier die Gemeinde vorläufig nur episodisch herangezogen, ihr gleichsam nur das Amen gegeben, keine Responsorien durch Choräle wie bei den alten Meistern. Es soll deshalb den lebenden Tondichtern kein Vorwurf gemacht werden, denn eine hundert Jahre bestehende Entfremdung von der Gemeinde ist nicht sofort beim ersten Versuch zu überwinden. Nach diesem Anfang ist zu hoffen, daß fortgesetztes Studium der alten Meister musikalischer Gemeindeandachten nachfolgende Werke unsrer kirchlichen Tonsetzer in dieser Beziehung zum Vollkommnen fortschreiten lassen. Auch dürfte die Beschäftigung mit der Art, wie im Ravensbergischen Lande die sogenannten Posaunenfeste liturgisch eingerichtet werden, ihnen von Vorteil für Form und Wesen der Gemeindefeiern sein. Auch hinsichtlich der Musik, der Behandlung des Chores wie der Soli ist wenigstens für das Ziel einer allgemeinern Verbreitung und Einführung der musikalischen Gemeindegottesdienste ein fortgesetztes Studium der alten Meister zu empfehlen. Als oberster Grundsatz muß hier gelten Einfachheit und Durchsichtigkeit. Eine Beckersche Reformationskantate z. B. wird in wenigen Kirchen als Gemeindefeier aufzuführen sein, denn sie erfordert nicht allein einen vollendet geschulten Chor, sondern auch eben solche Solisten, und gerade diese werden das größte Hindernis bieten. Mehr oder minder trifft das bei allen in der Sammlung vorliegenden neuen Werken zu. Am besten hat noch Meinardus in seinem Kirchenoratorium „Emmaus"

die den alten Meistern sich annähernde Mittellage der Einfachheit getroffen und inne zu halten gewußt. Ueber vierstimmige Sätze sollte nicht hinausgegangen werden, die Soli dürfen nicht höhere Anforderungen stellen, als daß sie nicht auch von einzelnen Sängern aus dem Chore übernommen werden könnten. Zimmer macht sogar die Bemerkung, es stünde nichts im Wege, daß dort, wo der Geistliche die Liturgie zu singen pflege, dieser selbst in den Passionen den Evangelisten vom Altar aus sänge. Dieses ist thatsächlich in dem rezitativischen Gesange bei Schütz und Bach möglich, aber nicht bei den neuen Werken. Erst nach Erfüllung unsrer Forderungen wird es angängig sein, in jeder Stadt und selbst in größern Dorfgemeinden, wo ein Chor besteht, die musikalischen Gemeindeandachten ständig wiederkehrend zu veranstalten. Dieses hat sicherlich Zimmer auch durch die Wahl der zwölf Werke im Auge gehabt, die für jeden kirchlich bedeutenden Tag im Jahre geeigneten Stoff bieten. Es wäre vielleicht entsprechender gewesen, wenn Zimmer anstatt der neun neuern Werke noch einige der alten Meister bearbeitet und eingerichtet seiner Sammlung einverleibt hätte. Immerhin freue ich mich des Gebotenen und will wünschen, daß es in gleicher Weise dazu dient, die alte neue Form edler musikalisch-liturgischer Gemeindefeiern in allen Städten wieder zu beleben, wie unsern kirchlichen Tondichtern Antrieb zu geben, auf dem glücklich wieder aufgefundnen und eingeschlagnen Wege immer edlere und vollendetere Schätze zu heben und den Gemeinden zu bieten.

Ewald Schneider

(Ethische Volksbücher) Der Weg zum Erfolg durch eigne Kraft. Nach dem Muster der Self-help von Samuel Smiles für das deutsche Volk verfaßt von Hugo Schramm-Macdonald. Heidelberg, G. Weiß, 1895. 336 S. 2. Aufl. — Der Charakter. Nach dem Englischen des Samuel Smiles für das deutsche Volk bearbeitet von W. Rudow. Heidelberg, G. Weiß, 1895. 326 S. 2. Aufl.

Die beiden Schriften sind nicht Uebersetzungen, sondern völlige Umarbeitungen, die die englische Vorlage deutschen Verhältnissen und Bedürfnissen anpassen. Beide vertreten in volkstümlicher Weise den Gedanken, daß sittliche Charakterbildung der einzige Weg zu wahrem Erfolge sei, und handeln darüber, wie und unter welchen Einflüssen der sittliche Charakter entsteht, und wie er beschaffen sein soll. Die Darstellung verläuft nicht in trockner Erörterung oder bloßen Ermahnungen, sondern weiß diese durch eine bisweilen allerdings etwas sehr bunt gemischte Fülle von geschichtlichen Beispielen und Zitaten zu erwärmen und zu beleben. In der Handhabung dieser Methode ist Schramm entschieden der geschicktere; Rudow überschüttet den Leser mit einer Menge von vielfach ganz unbekannten Namen, deren Träger dies gesagt und jenes gethan haben sollen, während bei Schramm die Beispiele wirklich gut ausgeführte Illustrationen sind. Das Schrammsche Buch wird deshalb auch manchem Leser dieses Blattes Freude bereiten, während Rudow nur etwa für solche genießbar sein dürfte, die Büchmanns „Geflügelte Worte" nicht nur zum Nachschlagen, sondern als zusammenhängende Lektüre schätzen. Wenn auch die eigentlich religiösen Gesichtspunkte bei der Frage nach der Entstehung und Beschaffenheit des Charakters nicht recht zur Geltung kommen (ein ungehöriger Seitenhieb gegen die Originalität Jesu bei Rudow S. 33 bleibt vereinzelt), scheinen mir doch die Schriften, namentlich die erstere, um ihres kräftigen sittlichen Idealismus willen als gesunde Volkslektüre, auch für die heranwachsende Jugend, recht empfehlenswert; ihre Billigkeit (je 2,80 Mk. bei über 300 Seiten Umfang, gutem Druck und angemessener Ausstattung) macht sie besonders dazu geeignet.

Ihs Wr

(Max Hildebrandt, weiland Pastor an St. Jakob) Gedenkblätter herausgegeben von Professor Lic. theol. W. Bornemann. Magdeburg Creutzsche Verlagsbuchhandlung 1894. 1,20 Mk.

Vor vier Jahren wies die Christliche Welt (1891, Sp. 244—246) unter der Ueberschrift „Zur Gemeindereform: 2. Ein neuer Mitstreiter" auf die Schrift des Pastors Hildebrandt hin: „Was thut den evangelischen Gemeinden Magdeburgs not?" Der Mitstreiter ist früh, im fünfundvierzigsten Lebensjahre, aus dem Kampfe abgerufen worden, am 29. Mai 1892. Bornemann hat dem Gedächtnis des Freundes diese schlichten Gedenkblätter gewidmet. Sie lesen sich wie ein schönes Wort des Friedens inmitten des kirchlichen Haders. Ihren Kern bildet ein Abschiedswort des Verewigten für die nach Wahrheit Suchenden in seiner Gemeinde. Durch Zweifel zum Glauben ist er in redlichem Suchen selbst hindurchgedrungen. Aber die deutliche Erinnerung an den zurückgelegten Weg läßt ihn, nahe dem Ende desselben, keinem die Hand der christlichen Gemeinschaft weigern, der in gleicher Entwicklung begriffen ist. In eine Verteidigung der angefochtnen Sätze des Apostolikums von der leiblichen Auferstehung und der wunderbaren Geburt läuft seine Betrachtung aus. Aber „wer in Christo sein ersehntes Heil, sein Lebensideal, sein Vorbild, dem er sich als Sünder zu beugen und dem er nachzustreben hat, seinen Erlöser und Friedensbringer erkennt und glaubt, den soll man mit weitern inquisitorischen Fragen verschonen. Der ist ein Christ, eben weil er in Christo das Eine, was not thut, sucht und findet." Bornemanns feine Charakteristik des Verstorbnen, seiner Predigtweise, seiner Gemeindethätigkeit in Merseburg, Florenz und Magdeburg zeigt, wie es das Leben in und mit der Gemeinde, die praktische Teilnahme für ihre mannigfaltigen und verschiedenartigen Bedürfnisse war, was ihn auf diesen festen und doch innerlich freien und brüderlich milden Standpunkt geführt hat.

S E

(Sydows Briefe an einen Theologen) wollen Seitenstück und Ergänzung zu den in diesem Blatte wiederholt charakterisirten Briefen Dr. Paul Luthers sein. Nicht der innere Wert dieser Ergänzung (Berlin, 1895. Fritz Kühn. 50 Pfge.) bestimmt uns, auf sie Rücksicht zu nehmen, es geschieht nur um deswillen, weil sie symptomatische Bedeutung haben und im Lichte dieser Briefe dem aufmerksamen Leser

manche Vorgänge im Schoße der preußischen Landeskirche begreiflich werden.

Es wird sich nicht bestreiten lassen, daß heute Mut dazu gehört, nach den von Luthardt, Kähler, Hering u. a. veröffentlichten Schriften, die junge Theologen in das Studium einzuführen suchen, zur Feder zu greifen, um von neuem dieselben Fragen zu besprechen, und gewiß wird keiner diesen Mut bethätigen, der nicht über eine gründliche theologische Durchbildung verfügt, wenigstens nach seiner Meinung. Sydow giebt sich jedenfalls in diesem Punkte einer argen Selbsttäuschung hin; denn wenn es ihm auch nicht an Urteilen über Probleme der Gegenwart fehlt, überall zeigt sich doch, daß der Verfasser kaum irgend einem Problem ernstlich nachgegangen ist, daß er vielmehr auf dem Standpunkt der Gemeindeorthodoxie steht, die dem Theologen Sydow den Stempel aufgedrückt hat. Nichts ist bezeichnender als die Naivität, mit der Sydow uns einen Einblick in seinen theologischen Studiengang thun läßt. Er hat im ganzen sieben Semester studirt, von diesen aber nur zwei Semester Theologie, und obgleich er vom zweiten bis siebenten Semester aktives Mitglied einer Studentenverbindung war und die Couleur, wie er schreibt, unbestreitbar Zeit und Geld erfordert, hat er doch nach dem siebenten Semester ohne Beanstandung seine erste theologische Prüfung bestanden. Hat man die Broschüre gelesen, so glaubt man gern Sydows Mitteilungen, aber zunächst traut man seinen Augen nicht und fragt sich, wie derartiges möglich ist.

Doch der Leser möge selbst urteilen! Seite 16 orientirt Sydow seine jungen Leser, daß es den Vertretern der Graf-Wellhausenschen Pentateuchkritik an dem ersten Erfordernis eines Christen, an der rechten Demut fehle. Sie wollen sich nicht mehr unter Gottes Wort stellen, sondern dasselbe den Irrgängen des menschlichen Verstandes unterordnen. Scharfer Menschenverstand sei oberste Richtschnur für ihre Exegese. So haben sie meinen können, daß die israelitische Entwicklung vom Glauben zum Gesetz erfolgt sei, während doch Gottes Wort überall den umgekehrten Weg zeige. Das Gesetz habe den Menschen unerträgliche Lasten auferlegt und sie zur Verzweiflung gebracht; darum habe Gott die Propheten erweckt, die das Volk zum Glauben führen wollten u. s. f. Davon daß nach alttestamentlicher Anschauung das Gesetz eine Gnadengabe Gottes ist, durch die Gott Israel vor allen Völkern ausgezeichnet hat, daß das Gesetz in der überschwänglichsten Weise gepriesen wird (vergl. Ps. 19, 8 ff. u. a.), daß Hosea seinen Volksgenossen keinen schwereren Vorwurf macht als den, daß sie Jehovas Gesetze wie die eines Fremden geachtet haben (vergl. 8, 11 f.) — von alledem weiß Sydow offenbar nichts. Auch er hat natürlich von der Zusammensetzung des Pentateuchs aus verschiednen Quellen gehört, aber das ist ihm eine ganz unbewiesene Hypothese: je mehr er sich in die heilige Schrift versenkte, desto deutlicher wurde es ihm: hier rede nicht P oder E oder J, sondern hier rede der lebendige Gott. Ueberdies habe Wellhausen längst in Bredenkamps „Gesetz und Propheten“ eine glänzende Widerlegung gefunden; besonders verweist Sydow auf die Schriften von Adolf Zahn. Was gehört für — ein Mut dazu, derartiges zu schreiben! Sydow hat offenbar keine Ahnung davon, welche apologetische Bedeutung die Quellenscheidung bei ihrem Erfinder Astruc gehabt hat, weiß auch nicht, daß es bis zur äußersten Rechten hinüber keinen Vertreter alttestamentlicher Wissenschaft giebt, der auch nur den leisesten Zweifel über die Notwendigkeit der Quellenscheidung geäußert hätte, ja daß diese selbst dem Vertreter der „positiven Theologie“ in Berlin, Professor Schlatter, ein so gesichertes Ergebnis der wissenschaftlichen Arbeit ist, daß er in der von ihm im Calwer Verlag herausgegebnen und wesentlich für Laien bestimmten Einleitung auf diese Quellenscheidung wie auf andre Ergebnisse der kritischen Arbeit Rücksicht genommen hat. Am verwunderlichsten ist die Nebeneinanderstellung von Adolf Zahns Schriften und dem Strack-Zöcklerschen Bibelwerk. Fast scheint es, als kenne er letzteres nur dem Namen nach, denn kein Mitarbeiter hat je die Berechtigung zur Quellenscheidung bestritten, ja Oettli wie andre haben unwiderleglich dargethan, daß ein Mann wie Adolf Zahn nicht ernst zu nehmen ist. Um von allem andern zu schweigen: wer wie dieser sich die gröbsten grammatischen Schnitzer im Hebräischen zu Schulden kommen läßt, hat selbst unwiderleglich den Beweis erbracht, daß ihm die notwendige Vorbedingung für ein sachgemäßes Urteil über alttestamentliche Fragen fehlt. Und was soll man zu Sydows Behauptung sagen, daß die tiefere Versenkung in die Schrift ihn immer mehr davon überzeugt habe, daß nicht P, E oder J, sondern der lebendige Gott rede? — Auf gleicher Höhe wissenschaftlicher Bildung steht die auf Seite 18 folgende Bemerkung: „Es scheint, als wolle Dr. Luther dir sagen, daß der Heiland durch ein in der Exegese gewonnenes deutliches geschichtliches Bild seines Lebensganges dir nahe gerückt werde und in dir Gestalt gewinne. Ich habe gerade die gegenteilige Erfahrung gemacht,“ und im weitern Verlauf erinnert er daran, wie ihn die Bemerkung Luthers starr gemacht habe, daß im Markus das der Geschichte am meisten entsprechende Bild Jesu enthalten sei. Wann muß dieser Pastor Sydow einmal studirt haben, wenn eine derartige Bemerkung diesen Eindruck bei ihm hervorrufen konnte? Nur sein zweisemestriges Studium kann uns Grund sein, hier wie auch sonst für Annahme mildernder Umstände zu plädiren. — Ich übergehe die tiefsinnigen Bemerkungen über das Studium der Kirchengeschichte, um auf Sydows Darlegungen über die Dogmengeschichte und Dogmatik zu verweisen. Freilich sei das Dogma zu allen Zeiten dem Wechsel unterworfen gewesen, aber daraus folge nicht, daß die Kirche solchen Wechsel gutgeheißen habe; es sei ein schwerer Irrtum Dr. Luthers, daß das Dogma sich ändern dürfe und müsse. Wohin das führe, zeige „die traurige Entwicklung der katholischen Kirche“! Für die Gewinnung eines festen Standpunktes sei das Studium eines Baier, Calov, Carpzow u. a. — unter dieser Chiffre „u. a.“ verbirgt sich offenbar Luthardts

Kompendium und Hutterus redivivus — unerläßlich. Ritschl und andre Linksstehende seien erst nach Gewinnung eines festen Standpunktes — den man also ohne Kenntnis der Gegner gewinnt — zu studiren, der erstere aber nicht durch Heranziehung seines Hauptwerkes, das ohne Kommentar, den es aber leider nicht gebe, doch nicht zu verstehen sei, sondern nach den Schriften von Haug und Flügel, die eine Darstellung und Beurteilung von Ritschls System geben. Die Philosophie endlich sei nützlich, einmal um den Verstand zu schärfen, und sodann um klar zu machen, wo der Verstand aufhöre und der Glaube zu beginnen habe. Ich füge kein weiteres Wort der Kritik hinzu, es würde den Eindruck dieser theologischen Erkenntnisse Sydows nur abschwächen; nur das möchte ich bemerken, daß nach einzelnen da und dort zerstreuten Anzeichen darüber kein Zweifel sein kann, daß dieser Verfasser in der That ein der protestantischen Kirche zugehöriger Pastor ist.

Wie ich oben sagte, hat diese Schrift von Sydow symptomatische Bedeutung. Was für Anforderungen muß die Prüfungskommission gestellt haben, vor der dieser Mann nach nur zweisemestrigem Studium der Theologie seine theologische Prüfung ohne Beanstandung abzulegen vermochte? In welcher geistigen Gemeinschaft muß Sydow leben, wenn er es wagte, mit diesem Specimen ignorantiae vor die Oeffentlichkeit zu treten? Auch sonst kommen ja wohl Männer mit einer mangelhaften theologischen Durchbildung in das Amt, aber als Frucht des Zusammenlebens mit ihren Amtsgenossen pflegt doch wenigstens im Laufe der Zeit sich die Ueberzeugung einzustellen, daß sie nicht dazu berufen sind, als Schriftsteller zu wirken, weil damit für sie unrettbar die Gefahr gegeben ist, sich selbst an den Pranger zu stellen. — Leider fehlt es nicht an ähnlichen Krankheitssymptomen in den norddeutschen Kirchen. Ich erinnere an den Fall Partisch, der für die Vertreter des geistlichen Standes etwas tief Beschämendes hat, und der ohne bedenkliche Erkrankung der theologischen und überhaupt der kirchlichen Kreise Oldenburgs völlig unverständlich ist. Aber auch an andern Orten ist es nicht viel besser. Die Maßlosigkeiten des Urteils, die die letzten Monate wieder gezeitigt haben, eines Urteils, das über jede von der kirchlichen Tradition abweichende theologische Arbeit unbarmherzig den Stab bricht, jene Resolutionen, die der Apostolikumstreit zu Tage gefördert hat, jene immer deutlicher hervortretende Unfähigkeit und Abneigung, heute zu verstehen oder doch zu tragen, was vor fünfzig Jahren Männer wie Nitzsch, Julius Müller u. a. als Ergebnis wissenschaftlicher Arbeit frank und frei verkündigt haben, jene immer mehr sich geltend machende Feindschaft gegen die akademischen Theologen, die auch die „positiven“ unter unsern Kollegen treffen würde, wenn ihre litterarischen Arbeiten von den kirchenpolitischen Führern wirklich gekannt oder wenn sie gezwungen wären, zu den wissenschaftlichen Problemen innere Stellung zu nehmen, jener erschreckende Mangel an persönlichem Mut, angesichts dieser Maßlosigkeiten ein warnendes oder aufklärendes Wort der Rechten gegenüber verlauten zu lassen und die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit, soweit sie von den Führern der Rechten anerkannt werden, in diesem Wirrwarr mit Energie zur Geltung zu bringen, die Abneigung, die Probleme scharf zu zeichnen und auf Grund des nicht zu leugnenden Thatbestandes, z. B. in der Frage der Inspiration, eine besonnene Mäßigung zu erzwingen — das alles zeigt, daß der Krankheitsprozeß weite Kreise ergriffen hat und in fortschreitender Entwicklung begriffen ist. Die letzte Ursache dafür ist bei nicht wenigen dieselbe wie bei Sydow: eine mangelhafte Bildung, die sich vor allem in der Unfähigkeit zeigt, ein wissenschaftliches Problem erfassen zu können. Woher soll diese Bildung auch kommen? Noch immer giebt es nicht wenig Studenten, die nach sechssemestrigem Studium ihre Prüfung ablegen, während der größere Teil freilich sieben Semester eine Universität besucht, von denen aber meist zwei Semester durch die Ableistung der Militärpflicht in Anspruch genommen werden. Nimmt man dazu, daß eine ziemliche Zahl erst auf der Universität Hebräisch lernt, die meisten mindestens das erste Semester als Vergnügungssemester in Anspruch nehmen, und daß meist noch militärische Uebungen in die Studienzeit fallen, so ergiebt sich, daß im besten Falle vier Semester übrig bleiben, während derer die jungen Leute Theologie und daneben die so hoch wichtige, einen immer größern Zeitaufwand auch bei den Theologen in Anspruch nehmende soziale Frage studiren! Und doch hat in dem letzten Jahrhundert die Theologie einen Umfang angenommen, von dem man sich früher nichts träumen ließ: Fächer, die einst von einem Professor vertreten sind, nehmen heute die Kräfte von zwei oder drei Gelehrten in Anspruch. Man sollte meinen, daß diese Mißstände jedem einleuchten müßten und Abhilfe dringend geboten wäre. Jedenfalls wird von hier aus das Urteil des seligen Dorner begreiflich, der, zu einem Vergleich der Synoden von 1846 und 1875 aufgefordert, schon damals klagte: „mehr parlamentarische Gewandtheit, aber erheblich geringere theologische Bildung,“ und wie tief sind wir seit 1875 gesunken! Man vergleiche nur die Zeit von 1846 mit der unsrigen, um den ganzen furchtbaren Niedergang zu begreifen. Auch das blödeste Auge, so sollte ich meinen, müßte erkennen, daß es auf diesem Wege nicht weiter gehen kann, ohne den sichern Ruin der Landeskirchen und in erster Linie der preußischen. Es ist endlich an der Zeit, daß die besonnenen positiven Führer ihr Schweigen brechen, daß namentlich die akademischen Lehrer, die von der rechten Seite mit ihrem Vertrauen beehrt werden, ihre warnende Stimme erheben. Sollte niemand unter ihnen die eben gezeichnete Gefahr erkennen? Sollte in diesen Kreisen kein Bewußtsein davon vorhanden sein, daß der größte Teil jener von Kreuzzeitung und Reichsboten veröffentlichten und leider von Theologen herrührenden Artikel der letzten Monate auch sie trifft, und im besten Falle ihnen schließlich das beneficium Polyphemi zugestanden wird? Warum schweigt man angesichts so ungeheuerlicher Anklagen, wie sie gegen die wissenschaftliche Theologie

erhoben sind, angesichts solcher Erzeugnisse, wie diese Briefe Sydows, in denen uns Anschauungen entgegentreten, wie sie in den letzten Jahren mannigfach auf Pfarrkonferenzen selbst im Beisein akademischer Theologen sich breitgemacht haben? Nachgerade sollte man doch erkennen, daß einem sehr erheblichen Prozentsatz unsrer rechten Seite, wenigstens soweit sie in der Presse und auf öffentlichen Konferenzen zu Worte kommt, nicht nur die Achtung und das Verständnis vor jeder wissenschaftlichen Arbeit, die die Bahnen der Tradition verläßt, abhanden gekommen ist — ich erinnere nur an die maßlosen Angriffe, die Bernhard Weiß wegen seines Vortrags „Evangelium und Evangelien“ über sich ergehen lassen mußte —, sondern daß sich auch ein katholischer Sauerteig in der protestantischen Kirche breit zu machen beginnt, der mit ihrem innern Wesen unverträglich ist. Und sollte es den in einflußreichen kirchlichen Stellungen befindlichen Vertretern der rechten Seite nicht möglich sein, die ihrer Leitung unterstehende Pfarrwelt in andrer Weise zur Mitarbeit aufzufordern als in Kirchenzeitungen und Konferenzen? Wir haben hunderte von Pfarrern in kleinen Gemeinden, die Zeit und Gelegenheit haben, in den Gang der wissenschaftlichen Bewegung einzugreifen, warum schweigen sie? Warum machen sie der Arbeit der kritischen Theologie nicht den Garaus, wenn diese doch so windig und oberflächlich ist, wie sie behaupten? Es ist seit Jahren kein Geheimnis, daß im preußischen Kultusministerium die äußerste Bereitwilligkeit ist, den Forderungen der rechten Seite nachzukommen, und daß diese Bereitwilligkeit nur an der Unmöglichkeit, geeignete Persönlichkeiten zu finden, oft genug ihre Schranke findet. Diese völlige Leistungsunfähigkeit der rechten Seite beweist mehr als alles andre, wie recht wir mit unsern obigen Ausführungen haben.

Ob es noch Zeit ist, umzukehren? Ob der Untergang der Landeskirchen, besonders der preußischen, noch zu vermeiden ist? Fast scheint der Niedergang ein unaufhaltsamer. Hüten wir uns nur davor, uns in unsrer Thätigkeit und Hoffnungsfreudigkeit lähmen zu lassen! Gott sitzt im Regiment, und vielleicht gefällt es ihm wieder Männer zu erwecken, die wie nach links so auch nach rechts den Mut eines Nitzsch, Julius Müller u. a. haben. Julius Müller war es, der im Jahre 1847 schrieb: „Wenn jemand wahrhaft verstünde, was Buße und Glaube ist, und so das Evangelium von dem Heiland der Welt, dem Sohn Gottes und der Menschen aus lebendiger Erfahrung seines Herzens predigte, also auch unfehlbar an der fleckenlosen Heiligkeit Christi festhielte, und doch dabei verriete, daß nach seiner Ansicht die göttliche Wirksamkeit in dem Anfang des menschlichen Lebens Jesu das natürliche Medium nicht ausschließe — nun so hoffen wir zu Gott, daß er die evangelische Kirche nimmer so tief sinken lassen wird, einen solchen heterodoxen Prediger, der ihr hundertmal mehr nütze ist als ein Amtsgenoß von der reinsten, aber seelenlosen Orthodoxie, aus ihrem Amte entfernen zu wollen.“ Wann hat man in unsrer Zeit aus dem Munde der leitenden Persönlichkeiten, die zum größten Teil zu den Füßen Julius Müllers gesessen haben, diese deutliche und tapfere Sprache vernommen? Wir können diese Darlegungen nicht besser schließen als mit der Erinnerung an das Wort, das einst Nitzsch den auf dem Sandhof bei Frankfurt versammelten Geistlichen, die über ihn zu Gericht saßen, zurief, als er unvermutet in ihrer Mitte erschien: „Legen Sie Ihren Grund tief, damit er auch breit genug sein könne, die ganze Fülle der in der Kirche berechtigten Mannigfaltigkeit zu tragen.“ Nowack

(Pastor von Bodelschwingh und die Universitätstheologie) Als ich noch Dorfpfarrer im Osten war, scheute ich nicht die weite Reise nach Bielefeld, um Bodelschwingh und sein Werk kennen zu lernen. Mit großer Freude fand ich dort, was ich suchte. Wenn ich dann Bodelschwingh auch noch auf innern Missionstagen u. dergl. reden hörte, so erhöhte das noch meine innige Bewunderung für ihn. Ich habe mehrmals in meiner Heimat bei öffentlichen Gelegenheiten über ihn gesprochen und ihn dann wohl als den besten Mann bezeichnet, den unsre deutsche Kirche heute hat.

Ich könnte das jetzt nicht mehr thun. Ich habe Bodelschwingh inzwischen von einer andern Seite kennen gelernt, die ich früher an ihm nicht ahnte: als Kirchenpolitiker. In Sachsen wußte man davon nichts oder wenig; Bodelschwingh machte mir immer den Eindruck eines Gottesfreundes, der sich mit solchen Geschäften nicht befaßte. In Preußen weiß man das längst anders, und das neueste Hervortreten Bodelschwinghs kann man nur mit herzlichem Bedauern hinnehmen.

Nicht daß Bodelschwingh seine Meinung hat in kirchlichen Dingen, verdenken wir ihm. Auch sein Projekt, eine Theologenschule in Herford zu schaffen, ist für uns ganz diskutabel: wir erinnern an das, was wir in voriger Nummer darüber geschrieben haben. Aber die ungehaltne Generalsynodalrede, die er mit etlichem Beiwerk zur Verteidigung seines Planes und als Anklageschrift gegen die heutige Universitätstheologie ausgegeben hat, stellt unsre Hochachtung vor ihm auf eine starke Probe. Sie enthält so maßlose Aeußerungen über die Ritschlsche Schule, daß wir zu der Annahme versucht sind, Bodelschwingh habe seine Kenntnis dieser Schule und Theologie aus dem Buche eines „in diesem Fache erfahrenen Berufsmanns“ geschöpft, der jüngst den Beweis unternommen hat, „daß auf den meisten Universitäten ein Ring bestehe, der die Ritschlsche Theologie allein zur Geltung kommen lassen will.“ Jedenfalls liegt die Frage nahe, die wir hiermit ernstlich an Herrn Pfarrer D. von Bodelschwingh richten: was er denn von Ritschlscher Theologie kennt? Ob er je etwas von Ritschl gelesen hat? Ob er insbesondre sein Werk über die Rechtfertigung und Versöhnung gelesen hat? Wenn nicht, dann sprechen wir ihm von vornherein die moralische Berechtigung ab, öffentlich Aussagen zu thun wie die folgenden:

„Sie [die Ritschlsche Schule] ist eine vornehme Geheimlehre für

die »Gebildeten«, für das geringe Volk unbrauchbar, dem Fleisch und Blut schmeichelnd und angenehm, weil sie demselben die Ehre läßt, ohne Versöhnung durch das Blut von Golgatha zum Siege durchzudringen. So können wir dieser Schule den Vorwurf nicht ersparen, daß sie eine Erziehungsschule zur geistlichen Hoffart und (wenn auch unbewußt) zur Unwahrhaftigkeit*) ist.“

Aber Bodelschwingh hat sich sein Urteil offenbar auf anderm Wege gebildet. Er beruft sich auf das Wort Jesu, das auch auf die Ritschlsche Theologie „voll und ganz“ Anwendung finden müsse: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ „Sie ist trotz bester Absicht ihrer Vertreter doch eine überaus grausame**) Lehre, die unserm teuern Evangelium das Mark aus den Knochen saugt und den armen Sünder in Not und Tod im Stich läßt.“***) Woher weiß das Pastor von Bodelschwingh? Welche Erfahrungen, welche Beobachtungen hat er gemacht, die ihn zu derartigen Anklagen berechtigen? Wir bitten um Antwort.

Noch sehr viel Stoff bietet Bodelschwinghs Rundschreiben zum Verwundern und Fragen. Das Vorstehende mag genügen. Je größer einer dasteht in der Gemeinde, weil Gottes Gnade ihm viel hat gelingen lassen, desto größere Verantwortung hat er auch für das Schwert, das er in die Wagschale des öffentlichen Urteils wirft. Auch der beste Mann hat kein Recht, eine Theologie unwahrhaftig, hoffärtig und grausam zu nennen, die er nicht kennt. R

(Zur Beherzigung für die kirchliche Versammlung am 8. Mai), die einmal gründlich mit dem modernen Professorenelend ins Gericht gehen will, seien hier einige Worte aus dem Vademecum des Professors D. Frank in Erlangen ausgezogen. (Vademecum für angehende Theologen. Erlangen und Leipzig, 1892.)

S. 95: „So wenig wir die Schuld der gelehrten Theologie und den Schaden, den sie angestiftet hat, leugnen oder beschönigen wollen — sie hat die Dinge vielfach in profaner Weise angefaßt, statt mit heiligem Ernst und mit heiligen Händen —, so hieße es das hier vorliegende Unrecht mit Gleichem vergelten, wollten wir, wie man öfter hört und liest, die gegenwärtige Lage lediglich unter dem Gesichtspunkt der Schuld und der Verfehlung beurteilen. Vor allen Dingen: wer unter uns zur Zeit einen Lehrstuhl der Theologie einnimmt, hat kein Recht und keine Macht, die Dinge anders zu finden, als wie sie in Wirklichkeit liegen. Es ist eine Thorheit, wie guter Meinung sie immer ausgesprochen werde, zu fordern, daß die Lehrer der Theologie vermöge ihrer Verpflichtung gegen die Kirche sich einfach so anstellen sollten, als läge die Periode des Rationalismus, des Kritizismus, des Pantheismus, mit all ihren Ausläufern, nicht hinter ihnen. Ihr sollt, sagt man uns wohl, euch zur Kirche rechnen, als Diener der Kirche euch gebahren und die Lehre der Kirche vortragen. Aber so einfach diese Forderung erscheint, sie ist widersinnig, weil ihre Ausführung unmöglich; sie ist verwerflich, weil ihre Erfüllung, soweit sie möglich wäre, statt Nutzen vielmehr Schaden bringen müßte. . . .

Nein, wie sehr wir auch erfüllt sein mögen von Schmerzgefühl über die theologische Zerrissenheit unsrer Tage, darüber sollten wir doch als Christen einig sein, daß wir nicht ohne Gottes Willen in diese Lage gekommen, und daß es darum Gottes Wille nicht sein kann, sie zu ignoriren. . . . Und wir wollen doch ja nicht so thun, als hätten bloß andre, »Ungläubige«, das Wasser getrübt und den Schmutz hergebracht, wir aber und unsre orthodoxen Väter wären wie unschuldige Kindlein. Wie die Sünden der Väter an den Kindern, so sucht Gott auch die Verfehlungen früherer Theologengeschlechter heim an den kommenden. . . .

So weiß ich denn für unsre jungen Theologen, wenn sie die Universität beziehen, keinen andern Rat, als daß sie getrost sich hineinwerfen in das Getriebe der theologischen Meinungen und Kämpfe.“

(Pfarrer Naumann und der Reichsbote) Von dem Absagebrief, den die Kreuzzeitung Pfarrer Naumann wegen mangelnden Christentums geschrieben hat, war in voriger Nummer die Rede. Man durfte fragen, wer hinter diesem Artikel steht; denn ein Verdikt des Herrn von Hammerstein hat zur Zeit aus bekannten Gründen wenig Bedeutung. Um so neugieriger war man auf die Haltung andrer verwandter Blätter. Der Reichsbote — schwieg. Er that des Kreuzzeitungsartikels auch nicht mit einem Worte Erwähnung. Auf einmal brachte er folgende Notiz (in Nr. 97):

„Pfarrer Naumann hat jüngst in Frankfurt a. M. neben dem Professor Quidde, dem Verfasser des Pamphlets »Caligula« und Freunde des jüngstdeutschen Pornographen Conrad, wie neben dem Redakteur des Organs Sonnemann, im — demokratischen Verein gegen die Umsturzvorlage gesprochen und nach Angabe der Frankfurter Zeitung »anhaltenden Beifall« geerntet.“

Der Reichsbote hat offenbar das Vorgehn der Kreuzzeitung ungeschickt gefunden und sich daran nicht beteiligt. Er fängt es geschickter an. Mit einer Perfidie, von der jedes „Judenblatt“ lernen kann, zieht er eine Verbindungslinie zwischen Naumann und dem „Pornographen“ Conrad und läßt seine Leser verstehen, daß Naumann nun den Uebergang zur — Demokratie glücklich vollzogen habe. Das thut derselbe Reichsbote, der durch seinen Frankfurter Korrespondenten über Naumann sonst recht gut unterrichtet ist oder sein könnte. Und er thut es in einer Form, daß er mit der unschuldigsten Miene sagen kann: Was habe ich denn gethan? Habe ich nicht ganz objektiv eine Thatsache berichtet. Natürlich nimmt die Kreuzzeitung das Wort mit Freuden auf (ohne Quellenangabe), und vermutlich geben es ungezählte konservative und kirchliche Blätter und Blättchen weiter.

---

*) Vom Verfasser gesperrt. **) Vom Verfasser gesperrt.
***) Von uns gesperrt.

So fängt man es an, wenn man unbequeme Leute mit aller Gewalt moralisch tot machen will. So handeln Christen gegen Christen. So zieht man mit der Kreuzzeitung, deren Vorstoß man nicht zu vertreten wagt, doch an einem Strange und überbietet sie noch. — Auf das, was Naumann gethan hat, lohnt sich nicht einzugehn. Er hat bei der Agitation gegen die Umsturzvorlage mit sehr ehrenwerten Mitgliedern der demokratischen Partei in Frankfurt gearbeitet und hat, auf deren Aufforderung hin, seinen von dem ihrigen verschiednen Standpunkt in dieser Sache auch in ihrem Verein vertreten. Und dafür — zu den Pornographen! R

(Der Evangelische Bund zur Umsturzvorlage) Sofern die Umsturzvorlage eine Domäne des Zentrums geworden ist, hat der Evangelische Bund nunmehr seine warnende Stimme gegen sie erhoben. Es heißt in der Kundgebung:

„Wer möchte die schwere Verantwortung auf sich nehmen, durch einen zu weit getriebnen äußern Schutzversuch für das Christentum diese göttliche Macht in den Augen des Volks herabzusetzen, als könne sie ohne Hilfe der Menschen nicht bestehen? Wer möchte zugeben, daß es noch innerhalb des Bereiches jener Aufgabe liege, das römisch-ultramontane Priestertum von den letzten Schranken zu befreien, die seinen Bestrebungen, Staat und Reich seinem Einfluß zu unterwerfen, gesetzt sind? Wer möchte die Imparität noch verschärfen, unter der in Bezug auf Schutz gegen Verunglimpfung und auf Wahrung berechtigter Interessen der Protestantismus gegenüber der streitenden römischen Kirche leidet? Die Lage der Dinge ist dank der unendlichen Langmut, mit der man seit Jahren den ultramontanen Forderungen begegnet ist, eine hochbedenkliche. Aber der Anspruch des Zentrums auf Wiederherstellung der Artikel 15, 16 und 18 der preußischen Verfassung, auf Beseitigung des Kanzelparagraphen, auf Verschärfung des § 166 des Reichsstrafgesetzbuches und seine Einbeziehung in § 111, wodurch in berechtigtem Kampfe die Wahrheit unter die Macht des Irrtums gezwungen würde — das alles muß, zusammengehalten mit der abermals geforderten Rückberufung des Jesuitenordens, selbst demjenigen die Augen öffnen, der den 23. März mit seinem Bündnis zwischen Ultramontanen und Sozialdemokratie samt allem, was sonst sein undeutsches Wesen in unserm Vaterlande treibt, verschlafen hat. Wir erwarten auf das bestimmteste, daß Gesetzesvorschläge der bezeichneten Art nie die Billigung des Bundesrates finden werden. Sie sind nicht der Weg, auf dem man für den Frieden in unserm teuern Vaterlande, für die Wahrung von Religion, Sitte und Ordnung eintritt. Die Reichs- und Staatsregierungen würden sich selbst aufgeben, wenn sie solchen Ansprüchen sich unterwürfen."

(Zu dem Sardemannschen Antrag), den wir in voriger Nummer unter dem Titel Zwei Experimente besprochen haben, sei noch nachträglich bemerkt, daß uns keinerlei Nachrichten vorliegen oder je vorgelegen haben, wonach gerade die Marburger Studentenschaft, insbesondre die Theologie studirende, von dem sittlichen Notstande, den wir beklagten, betroffen wäre. R

Tageszeitung!

Formulare zu der Erklärung, Tageszeitung betreffend, wie sie der vorigen Nummer beilagen, sind zu Gebrauch und Verteilung noch zu beziehen von dem Herausgeber dieses Blattes in Frankfurt a. M. Dank für alle bereits an den ersten zwei Tagen eingegangnen Antworten; weiterer freundlicher Zustimmung sind wir gewärtig. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 18 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Statt besondrer Anzeige

Heute Nacht entschlief sanft nach längerer Krankheit

Carl Thiersch

Professor der Chirurgie und Kgl. Sächs. Geheimer Rat

Um stilles Beileid bitten die tieftrauernden Hinterbliebnen

Leipzig, den 28. April 1895

Es hat dem Herrn gefallen, unsern theuren unvergeßlichen Sohn und Bruder, den

Pastor Gustav Hartje,

im Alter von 31 Jahren in die ewige Heimat abzuberufen.

Vegesack, den 21. April 1895

Die tiefbetrübten Hinterbliebenen

Justine Hartje, Wwe., geb. Johannknecht — Augustine Hartje

Dorette Hartje — Heinrich Hartje

Verlag v. Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Wider die Könige
von der Saar und vom Rhein
von
Max Rieck

Goethe:
Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.

Preis 50 Pf.

Soeben wurde ausgegeben:
Antiquariats-Katal. Nr. 18, enthaltend: Theologie, Philosophie u. Pädagogik. 2881 Nrn. Versand auf Verlangen gratis und franko.
Berlin W 56.
Ad. Hertz & H. Süßenguth,
Markgrafenstraße 52.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in Giessen **Nr. 162.**

Im Verlage des Unterzeichneten erschienen folgende Schriften von **D. K. Th. Schneider:**

August Neander. Beitrag z. seinem Leben u. Wirken. 1894. 19¾ Bg gr. 8 mit Bild. Geh. 2,80 Mk.

Das Evangelium des **Johannes** übersetzt und ausgelegt. Ein Beitrag zur Geschichte des Lebens Jesu. 1889. 24 Bogen gr. 8 Geh. . . . . 4 Mk

Markus und der aramäische **Matthäus.** Nebst einem Anhange über das Zeugnis des Josephus von Jesu. Ein Beitrag zur Geschichte des Lebens Jesu. 1893 14 Bogen gr. 8. Geh. 1,50 Mk

Joh. Schneider in **Schleswig**

Korbflaschen

zu Geschenkzwecken sehr geeignet, mit 3 Liter feinstem Medizinal-Cognac garantirtes Weindestillat Mk. 8. 3 Liter **Cognac grande Champagne** Mk. 12. 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** ꝛc. **Mk. 6,25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.

Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

Bremer Festvorstellungen Mai—Juni 1895.

Erste Bühnenaufführung der geistlichen Oper:

Christus
von
Anton Rubinstein
Dichtung von Heinrich Bulthaupt

Veranstaltet von einem Bremer Komitee zum Gedächtnis von Anton Rubinstei[n] und zur Einführung der von ihm neu geschaffenen Kunstgattung
unter Leitung des Direktors Dr. Theodor Loewe (Breslau)

Die Vorstellungen finden in dem zum Festhause umgewandelte[n] **Bremer Stadttheater** an folgenden Tagen statt:

25., 26., 28., 30., 31. Mai, 3., 4., 6., 8. u. 9. Juni 1895.

Vorausbestellungen können für jeden dieser Tage an Herr[n] Max Telle, Stadttheater in Bremen, gerichtet werden.

Soeben ist erschienen:

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen
1870—1895
Rückblicke und Betrachtungen
von
einem Deutschnationalen

Inhalt: Einleitung — Die Wandlungen des Deutschtums i[n] früherer Zeit — Die Bevölkerungsverhältnisse — Elsaß-Lothringen[s] Einverleibung in das deutsche Reich — Die innere Landesverwaltun[g] und das Militärwesen — Die Sprachenverhältnisse — Die zwei erste[n] Statthalter — Die politischen Parteien seit 1871 — Stille Proteste — Besondre Maßregeln zur Germanisirung — Das wirtschaftlich[e] Leben und die materielle Lage der Bevölkerung — Das geistige un[d] gesellschaftliche Leben — Das Zeitungswesen — Die Ausnahmegesetz[e] und deren Abschaffung — Die Question d'Alsace — Was jetzt no[ch] not thut.

Preis broschirt 3 Mark 50 Pfennige

Leipzig — **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig